

## 7. Sekundärliteratur

### Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Ein kulturgeschichtliches Zeitbild aus dem achtzehnten ...

Arnold, Carl Franklin

Leipzig, 1900

#### VI. Die Wanderung nach Preußen

---

##### **Nutzungsbedingungen**

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

##### **Terms of use**

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))



3. Prospect. Der Übergab der südhiesiger Emigranten bei der Gräber Scheidung durch  
seiner Bauern und Metzger.

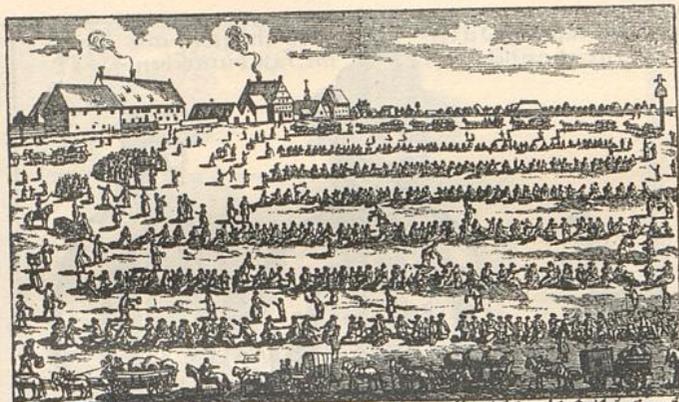
## VI. Die Wanderung nach Preußen

Die ersten Emigranten, deren sich Göbel im Gebiet des Fürstentums Öttingen angenommen, gehörten dem siebenten Zuge an, der sich unterwegs in zwei ungleiche Hälften geteilt hatte. Am 29. März zogen sie, von dem Unterkommissar Hermann geleitet, von Harburg gen Ansbach. So lange sie durch das Gebiet des Markgrafen reisten, wurden sie auf dessen Kosten frei verpflegt; aber im Bambergischen wurde ihnen der Durchzug abgeschlagen. Der Bischof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken, Friedrich Karl Graf Schönborn, ein bedeutender österreichischer Staatsmann, lebte fast immer in Wien. Er stand dieser Intoleranz persönlich fern; aber die gesamte Bevölkerung, besonders die niedere Geißlichkeit und die Beamten, waren von solchem Fanatismus erfüllt, daß sie die Weisung ihres Oberhirten, den Emigranten bei ihrem Durchzuge nicht das geringste Leid zuzufügen, sondern ihnen mit aller Bescheidenheit zu begegnen, in das Gegenteil verkehrten. Den ersten Zug ließen sie garnicht durch, einen zweiten, bei dem sich der Emigrantenprediger Tobler befand, dessen Führerstab noch heute zu Gumbinnen aufbewahrt wird, behandelten sie folgendermaßen. Kein

Haus wurde geöffnet; für einen Lagerplatz auf der bloßen Erde mußte ein Kreuzer bezahlt werden, für ein Glas Wasser zwei, ein Maß Bier zehn, für die Passierung der Mainbrücke sechzig Gulden. So wandte sich denn die von Hermann geführte Schar nach Nürnberg. Dort hatten schon im März etwa sechzig Emigranten bleibende Aufnahme gefunden. Am Palmsonntag kamen sie nach Erlangen, wo die Markgräfin Witwe Sophie residierte. Diese nahm fünfzig Emigranten in ihrem Schloß auf, die Adligen ihres Hofstaates logierten je fünfzehn und mehr in ihren Häusern, und die vornehmsten Personen kredenzten den Flüchtlingen Wein. Besonders eifrig traten aber die dortigen Refugiés hervor, die sich kaum ein Genüge thun konnten, zu zeigen, daß sie die vertriebenen Lutheraner nicht bloß als Leidensgenossen, sondern als Glaubensbrüder ansähen. Ähnlich war die Aufnahme in Bayreuth. In Schleiz wetteiferten Heinrich von Reuß und seine Gemahlin Dorothea Louise mit der Erlanger Markgräfin, ja thaten es jener noch zuvor. Die Bürger waren bei der Ankunft des Juges ins Gewehr getreten, Geburt und Taufe eines Emigrantenknaben wurde von Herrschaft und Unterthanen wie ein gemeinsames Familienfest gefeiert, und als ein Elternpaar wegen eines kranken Töchterleins zurückbleiben mußte, nahm jedermann an dem Verlauf der Krankheit Anteil. Als es gestorben war, und von der preußischen Kriegs- und Domänenkammer die Familie abgefordert wurde, sandte der Schleizer Rat eine Bittschrift an den König, er möge doch die Leute gnädigst in der Stadt lassen; was an Diäten für sie ausgegeben sei, wollten sie auf Heller und Pfennig erstatten. Würde ihnen diese Gnade gewährt, so wollten sie zukünftig Durchreisenden desto mehr Güte beweisen. Denn jene zurückgebliebenen Leute dienten ihnen allen zum Muster der Treue, des Fleißes, der Arbeit und der Gottesfurcht.

Fast noch mehr als die übrigen Orte des Voigtlandes

that sich Gera hervor; drei dort verfaßte Flugschriften geben davon Kunde. Eine unter ihnen ist so wichtig geworden, daß es sich verlohnt, den altfränkischen Titel anzuführen: „Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten Das ist: Kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der Gräflich-Neuß-Plauischen Residenz-Stadt Gera angekommen, aufgenommen und versorget, auch was an und von vielen derselben gutes gesehen und gehöret worden. Mit eifertiger Feder entworfen. Leipzig, bei S. L. Walthern 1732.“ Hier erscheint zum ersten Mal die Erzählung, der Goethe den Stoff zu seinem epischen Idyll Hermann und Dorothea entnommen hat; und zwar als ein Beispiel der göttlichen Fügung, welches die Emigranten zu Gera berichtet haben. Es wird angenommen, der Dichter verdanke seinen Stoff nicht unmittelbar der Flugschrift. Er soll ihn aus der Emigrationsgeschichte kennen gelernt haben, die Götting, dessen Sohn später als preußischer Oberfinanzrat und auch als Epigrammendichter bekannt wurde, verfaßt hat. Sie findet sich dort als elftes Stück eines Kapitels, das von den Spuren der göttlichen Vorsehung handelt, die man bei diesem Emigrationswerk augenscheinlich vor sich habe, und führt den Spezialtitel „Wunderbare Heirat“. Man kann den Litteraturhistorikern die Untersuchung überlassen, ob für Goethe wirklich Götting Quelle gewesen ist, bei dem die Erzählung bereits von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt hat. Manches spricht dafür, daß er sie vielmehr aus der bei Teubner 1732 anonym erschienenen „Ausführlichen Historie derer Emigranten“ kennen lernte. Allzu viel liegt nicht daran, denn der Dichter hat, wie Schiller den 28. Oktober 1796 an Körner schreibt, die Idee schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen, ehe er an die Ausführung ging. Die Vorstellung, als sei er von diesem oder jenem Buche abhängig gewesen, ist bei Kunstwerken nach Art des Clavigo immer noch weniger banausisch,



2. Project des Lagers der Emigranten für Salzflüchtlinge also solche mit Speise u. Branntwein versehen zu werden.

als hier, da die Handlung von Schwaben an den Rhein, vom Frühjahr 1732 in den August 1796 verlegt ist, und alles in eine höhere Sphäre erhoben wird. Schildert doch der Dichter selbst seine Thätigkeit in diesem Falle so, daß er „das Keimnenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuschneiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet“ habe. Kurz, wir halten uns für berechtigt, hier der ursprünglichen Darstellung zu folgen, mögen uns auch vielleicht die Litteraturhistoriker darin widersprechen, daß Goethe gerade in dieser Form zuerst mit dem Stoff bekannt wurde. Ein gar feiner und vermöglicher Bürger zu Altmühl im Öttingischen hatte einen Sohn, welchen er oft vermählte zu heiraten, aber nie dazu bewegen konnte. Als die Emigranten durch dieses Städtchen reisen, sieht er unter ihnen eine, die ihm von Herzen wohlgefällt. Deshalb faßt er den Entschluß, diese zu heiraten, wo es angehen wolle. Aus der Absicht erkundigt er sich bei den übrigen Salzburgern nach ihrer Familie und Aufführung. Diese berichten, sie wäre von guten redlichen Eltern und hätte sich allezeit wohl verhalten. Um der Religion willen



aber wäre sie von denselben geschieden und hätte sie zurück-  
 gelassen. Hierauf geht er zu seinem Vater und vermeldet  
 ihm, daß er nunmehr seinen Vermahnungen folgen und sich



in den Ehestand begeben wolle. Er habe sich eine erlesen, die seinen Augen gefalle, wenn er ihm erlauben wolle, diese zur Ehe zu nehmen. Der Vater verlangt zu wissen, wer sie sei, und wie sie heiße. Er erzählt ihm, es sei eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolle, würde er niemals heiraten. Hierüber erschrickt der

Vater und bemüht sich, ihm solches auszureden. Er läßt derowegen auch einige von seinen Freunden und einen Prediger rufen. Alle wenden allen Fleiß an, den Sohn auf andere Gedanken zu bringen. Aber alles war vergeblich. Daher der Prediger endlich meint, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne, als der Emigrantin zum besten gereiche. Hierauf geben alle ihre Einwilligung. Der Sohn geht sogleich zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolle? Sie sagt, gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen. Hierauf erzählte sie ihm alle ihre Künste, daß sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und andere Hausarbeit verrichten könne. Er nimmt sie also mit sich und stellt sie vor seinen Vater. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heiraten wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinte, man wolle sie zum besten haben. Drum sagte sie: man solle sie nicht foppen. Der Sohn hätte für seinen Vater eine Magd verlangt. Doch der Vater beharrte darauf, und der Sohn zeigte auch nach ihr sein ernstliches Verlangen. Da erklärte sie: Wenn es denn ernst sein soll, so bin ich es gar wohl zufrieden, und will ihn halten wie mein Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr darauf ein Ehepfand. Sie aber sagte, sie müsse ihm doch wohl auch einen Mahlschatz geben, greift in den Busen und überreicht ihm ein Beutelchen, in dem sich 200 Stück Dufaten befanden.

Als man den Emigranten zu Gera sagte, sie kämen nach Preußen in ein rauhes, unbewohntes Land, wo sie sich schwerlich würden ernähren können, ließen sie sich dadurch nicht schrecken. Sie trauten der göttlichen Fürsorge und trösteten sich damit, daß sie auch in einer rauhen Gegend ihre Heimat gehabt hätten. Sie wären der Arbeit gewohnt

und wüßten, daß in Gottes Wort stände: Wer nicht will arbeiten, soll auch nicht essen. Ein Landprediger aus der Umgegend von Gera erzählt: „Als ich den am 19. April aus Gera wieder abgereisten Salzburgern bei dem sogenannten Wacholderbaum begegnete, und eine große Menge von ihnen draußen vor dem Gasthose auf dem daselbst liegenden Bauholze sitzend antraf, erblickte ich alsbald einen sehr alten, mit einem langen eisgrauen Bart gezierten Mann, welcher ein Büchlein in der Hand hatte und sehr andächtig sich und den um ihn her Sitzenden daraus vorlas. Er zeigte mir solches und sagte, daß es ihm in Nürnberg verehrt worden, und daß es noch seine einzige Freude sei, darinnen sicher lesen zu können.“ Dem Erzbischof maßten sie an der Vertreibung nur geringe Schuld bei. Dieser liebe ein gutes Glas Wein und verstehe nicht viel von der Regierung. Aber der Dechant, der vor kurzem eingesetzt worden, sei ein abgesagter Feind der Evangelischen. Dieser treibe das ganze Werk. Damit meinten sie offenbar den Jesuitenfreund Graf Gaisruck, Dechant von Salfelden. Hier in Gera taucht, wohl zum ersten Mal in der Litteratur, die Erzählung auf: der Erzbischof habe gesagt, er wolle einmal die Ketzer aus seinem Lande haben, sollten auch Dornen und Disteln auf den Äckern wachsen. Hingegen muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß derartig schlimme Beschuldigungen, als Fröhne der Erzbischof italienischen Lastern, nie von Emigranten ausgesprochen, sondern erst später von ganz andern, viel boshafteren Gegnern, ausgesprengt sind, die vornehmeren Kreisen angehörten. Von Gera ging es über Weisensfels nach Halle. Hier erwartete sie der Kriegsrat Herold. Dieser treffliche Mann hat sich um die Salzburger Kolonie die größten Verdienste erworben, wie ihm auch die böhmische Gemeinde in Berlin und Rixdorf zum guten Teil ihre Existenz verdankt. Die Salzburger Emigranten hat Göbel gesammelt und nach Preußen geschickt, von Herold sind sie in dem

neuen Vaterlande aufgenommen und in die künftige Heimat entsendet, in Ostpreußen selbst übernahm v. Görne die eigentliche Leitung des Kolonisationswerks. Während der genialere Görne oft eine gewisse hastige Unruhe zeigt, finden wir in Herold den tüchtigen, besonnenen, klaren altpreussischen Beamten. Seine praktisch gerichtete Religiosität hat sich auch später bewährt. Ihre Hauptunterkunft zu Halle fanden unsere Salzburger Wanderer auf dem Neumarkt, die Kranken wurden meist in der Moritzburg untergebracht. Der damalige Direktor des Waisenhauses, Freylinghausen, und dessen Schwager Gotthilf August Francke hielten ihnen auf dem Singsaal des Waisenhauses Erbauungsreden. Der 14. Psalm in Luthers poetischer Wiedergabe, der 107. mit seinen Dankesgedichten für Gottes Durchhülfe in mancherlei Nöten, die ausgeführte Mahnung im Anschluß an den Text: „Wer beharret bis ans Ende, der wird selig“: alles das war passend ausgewählt und verfehlte nicht des Eindrucks. Die ihnen geschenkten Bibeln sah man viele Salzburger ans Herz drücken und küssen. Vier Studenten der Theologie vom Waisenhause boten sich freiwillig an, den Zug auf dem Wege zu erbauen und unterwegs zu unterstützen, wie sich denn manche Erwachsene unter diesen Flüchtlingen fanden, die lebhaftes Verlangen nach Förderung in der Erkenntnis zeigten; viele lernten jetzt mit Eifer lesen, die doch vom bloßen Hören der heiligen Schrift sich recht bibelfest zeigten. Manche waren sehr schlecht bekleidet in Halle angekommen, man half ihnen auch darin nach Kräften. Auch für die Kranken unter ihnen wurde gesorgt, einem derselben zog ein Hallenser Chirurg die zurückgebliebenen Schrotkörner heraus, womit er beim Abmarsch aus dem Salzburgerischen von den Soldaten verwundet war: ein Thatsachebeweis gegen die Behauptung Zillerbergs, als seien beim Abzuge keine Verwundungen vorgekommen. Am 24. April brach dieser erste Zug von Halle auf und gelangte am 29. nach

Potsdam, wo damals der König residierte. Der Kommissar erhielt Befehl, mit dem Einzug zu warten, bis S. Majestät von der Jagd zurückgekehrt sein werde; unterdessen wurden die Kranken von einem Arzt untersucht. Nach erhaltener Ordre zogen die Emigranten unter dem Gesang geistlicher Lieder, von den Predigern, Schulen und Waisenkindern begleitet, in guter Ordnung ein; im Garten vor dem Schloß mußten sie Halt machen, der König nahm sie in Augenschein, ließ sich über die Reise Bericht erstatten, hörte mit Wohlgefallen einem Glaubenseyamen zu und stellte selbst an Einzelne mehrere fragen, die zur Zufriedenheit beantwortet wurden. Sie wurden beschenkt, reichlich mit Speise und Trank versehen, wovon sie aber mit Mäßigkeit genossen, und erhielten Befehl, sich den übrigen Teil des Tages auszuruhen. Auch die Königin sprach huldvoll mit Salzburger Kindern. Dann redete der König ihnen freundlich zu, richtete ihren Mut auf, und wiederholte mehrmals bei den verschiedenen Gruppen



die Worte: „Ihr sollets gut haben, Kinder, ihr sollets bei mir gut haben“. Am 30. April und 1. Mai traf dieser erste Zug, 843 Köpfe stark, in Berlin ein. Es machte auf die Einwohner einen beweglichen Eindruck, als die ersten Ankömmlinge ein damals allgemein bekanntes Lied aus dem

Reformationsjahrhundert anstimmten: „Wenn wir in höchsten Nöten sein und wissen weder aus noch ein, und finden weder Hülff noch Rat, ob wir gleich sorgen früh und spat:

So ist dies unser Trost allein, daß wir zusammen insgemein dich anrufen, o treuer Gott, um Rettung aus der Angst und Not.“

Bei dem mitleiderregenden Anblick der Leute, die doch eine ruhige Zuversicht an den Tag legten, konnten auch starke Männer sich nicht der Thränen enthalten; ebenso wird aus Potsdam berichtet, mehrere preussische Offiziere seien von dem, was sie sahen und hörten, so überwältigt worden, daß sie, als der Prediger anhub, zu beten, vor allem Volk niederknieten. Bei dem allgemein menschlichen Mitleidgefühl trat der Unterschied der Konfessionen und Religionen zurück, ohne daß er sich doch in einen rein moralischen Indifferentismus aufgelöst hätte. Das letztere lag noch nicht im Geist der Zeit. Ein katholischer Soldat spendete den Vorüberziehenden Almosen und erklärte dabei, auf seinen Glauben zwar leben und sterben zu wollen, doch eine solche Verjagung hilfloser Menschen komme nicht von Gott. Die Ältesten der Berliner Judenschaft veranstalteten eine Kollekte, die jüdischen Frauen schenkten eine bedeutende Menge Leinwand. Samuel und Benedikt Mayer lieferten diese Gaben zur Weiterbeförderung in Gottes Namen an den Geheimrat v. Herold ab und erklärten dabei, sie seien in der Thorah von Gott gar vielfältig ermahnt, dergleichen Fremden zu assistieren, insbesondere heiße es 5. Mose 10 V. 18: „Er schafft Recht den Waisen und Witwen und hat die Fremdlinge lieb, daß Er ihnen Speise und Kleider gebe.“ Ein anderer Jude hat seine Gabe mit einem Hinweis auf den dort folgenden Vers begleitet: „Ihr sollt die Fremdlinge lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Aegyptenland.“

Von Berlin wandte sich nun dieser erste Emigrantentrupp nach Stettin. Die späteren Züge, welche meistens aus



*Halbburgische Emigranten, wie sie vom berlinischen Ministerio  
in der ganzen Schäre eingelohet werden.*

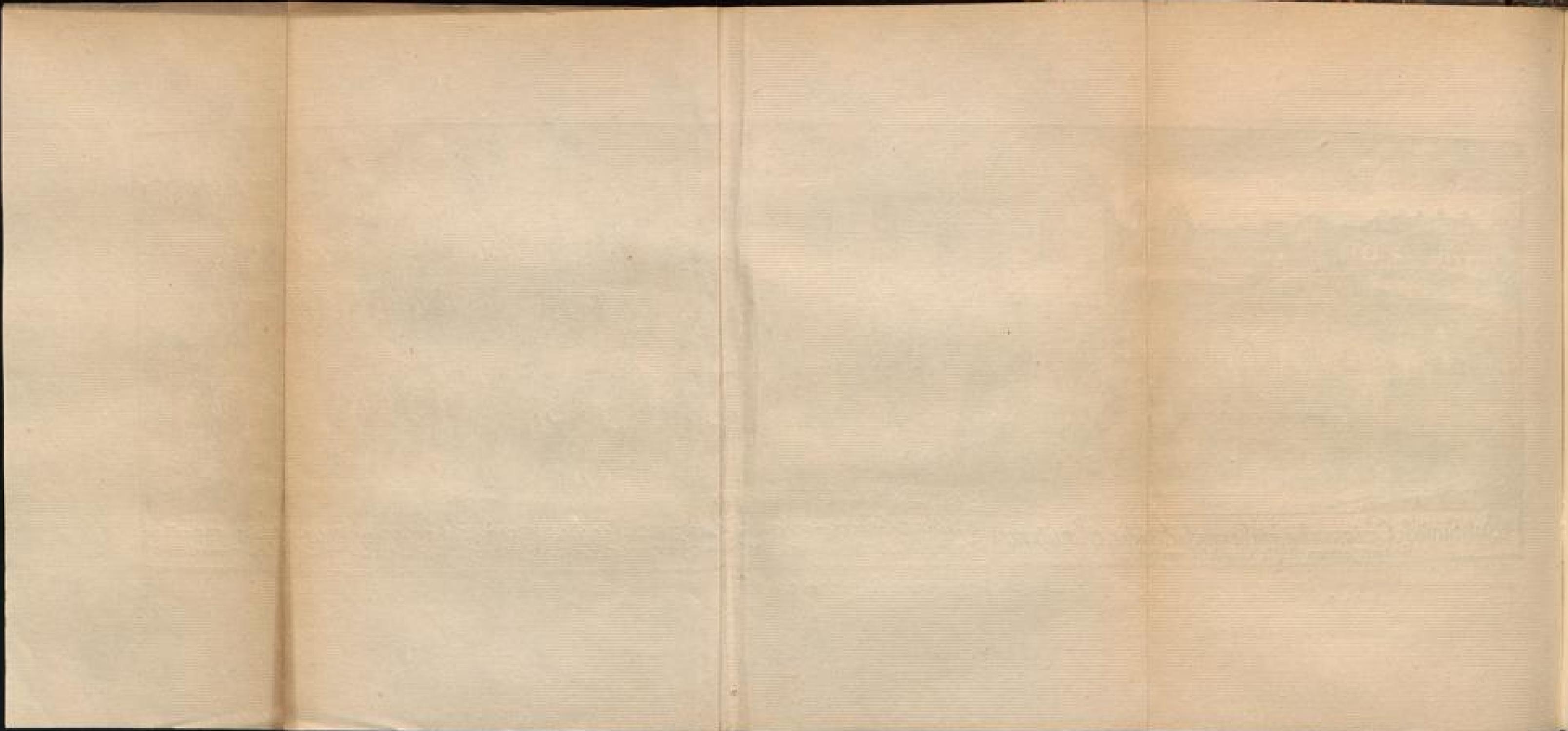
*Das Volk ist nicht zu beschuldigen, daß  
es nicht weniger in seine Dörfer gehe.*

*Daß man die halbe Schäre nicht beschuldigen  
kann, daß sie nicht nach Berlin gekommen.*

*Es ist die Zeitgenossen die Schuld nicht zu geben,  
daß sie nicht nach Berlin gekommen.*

*Die halbe Schäre ist nicht zu beschuldigen,  
daß sie nicht nach Berlin gekommen.*

Einzug der Halbburger durch das Halle'sche Thor in Berlin am 30. April 1732.



vermögenden Leuten bestanden, die Wagen und Pferde hatten, wurden größtenteils auf dem Landwege nach Ostpreußen befördert, dieser erste aber schlug den Seeweg ein. Vor dem Meere hatten die Emigranten starkes Grauen, und der treffliche, von Halle mitgegangene Prediger Bräuer mußte große Mühe anwenden, bei den nicht geringen Beschwerlichkeiten der Seereise, während die Salzburger eng zusammengepfercht in den damals augenscheinlich recht unbequem eingerichteten Zwischendecks zu sterben vermeinten, ihren Mut und ihr Gottvertrauen zu stärken. Sie waren in Stettin auf fünf Schiffe verteilt, von denen das erste am 27. Mai in Königsberg ankam. Mit



Die Emigranten kommen zu Schiff zu Königsberg an.

dem dritten Schiff traf am 29. Mai nebst 295 Eulanten der Emigrationskommissar Hermann ein. Das letzte, welches man schon untergegangen glaubte, kam erst am 11. Juni mit seinen 220 Passagieren an. Die zuerst in Ostpreußen angekommenen Salzburger gehörten also dem siebenten und letzten Zuge der vertriebenen Anangesessenen an. Am 23. März war ihre bevorstehende Ankunft den Kaufbeuern von Schongau aus gemeldet, sie werden also etwa am 18. ihre Heimatsorte verlassen haben. Die Mehrzahl stammte aus Werfen. Von dem Tage, da der preußische Kommissar Goebel sie in Har-

burg an der Wörnitz begrüßte, bis zur Ankunft des ersten Schiffes in Königsberg sind genau zwei Monate verfloßen. Weit länger dauerte es, bis die, welche zu allererst, noch im Jahre 1731, vertrieben waren und sich entschlossen, nicht in Süddeutschland zu bleiben, die neue Heimat erreichten. Sie sind erst Mitte August gesammelt und dann nach Ostpreußen geführt worden.

Daß sich der König dieser ersten unangesehenen Ausgewanderten, die größtenteils in einem recht erbarmungswürdigen Zustand von den preußischen Kommissaren angetroffen wurden, so treulich angenommen, gereicht ihm zu hohem Ruhme. Wie sich das preußische Königtum in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Hort und Schirm der Armen und Unterdrückten bewiesen hat, so geschah es auch in den dreißiger Jahren des achtzehnten. Als sich damals herausstellte, daß unter den angesehenen Emigranten viele vermögende Leute waren, als man berechnete, wie viele Kollektengelder nach Preußen gekommen seien, wurde der königlichen Regierung vorgeworfen, am meisten habe sie bei der Sache profitiert. Voll patriotischer Entrüstung weist dem gegenüber der Emigrationshistoriker Göcking auf den philanthropischen Charakter der Anfangsstadien des Salzburger Kolonisationswerkes hin: „In welchem Lande würden sie einen solchen König gefunden haben, der sich zum Vater und Pfleger so vieler Vertriebenen, Witwen, Waisen, Alten und Gebrechlichen, Lahmen, Wahnwitzigen, Tauben, Stummen, Armen und Verlassenen macht?“ Das sei der Eindruck gewesen, den vorwiegend die ersten in Preußen angekommenen Trupps hervorgerufen hätten. Und doch seien sie auf das gnädigste angenommen und mit unglaublichen Kosten nach Preußen geschickt. Profitiere ihr König nun zufälligerweise und hinterher davon, so sei das ein Segen, der von Gott komme. „Wen aber der Herr segnet, der wird auch wohl gesegnet bleiben.“ Man kann hier entgegen, der König

habe von Anfang an wohl gewußt, daß vermögende Leute kommen würden, und er habe ebenso als Staatswirt wie als Menschenfreund gehandelt. Dies ist richtig; aber ebenso sicher steht fest, daß der Monarch sowohl wie seine Beamten gar leicht hätten anders verfahren und in kurzfristiger Weise den materiellen Nutzen zum Maßstabe des Handelns machen können. Daß es nicht geschah, war ebenso hochherzig wie weise, denn das Vertrauen zu der preußischen Kolonisation wurde dadurch bei allen vermögenden Emigranten mächtig gehoben, so daß sie nirgends als in Preußen ihre Heimat finden wollten. Diese Dinge zu betonen ist neuesten einseitigen Auffassungen gegenüber, die trotz Carlyle, Schmoller und Ranke über Schwächen und Willkürlichkeiten Friedrich Wilhelms I. seine Größe verkennen, höchst nötig.

Der erste Zug der Angesessenen, der nach Georgi fortzog, hat über Schongau, Augsburg, Gunzenhausen, Plauen, Altenburg, Leipzig und Halle in 209 Marschstunden, mit etwa 30 Haltestellen, Berlin erreicht. Er wuchs auf ca. 2000 Köpfe an, denn die am 6. Mai über die Grenze gegangene Schar vereinigte sich zu Harburg im Oettingen'schen mit einer später fortgewanderten, auch fanden sich in Süddeutschland manche vorläufig untergekommene Emigranten hinzu. Viele in diesem Trupp reisten mit eigenen Pferden und Wagen, führten auch sonst bewegliche Habe mit sich. Leute mit 6000—15000 Thalern Vermögen waren keine Seltenheit unter ihnen. Bei siebenundneunzig Familien, die unter sich eine enger zusammenhängende Gruppe bildeten, sand der Kommissar offizielle Tagbriefe, wonach deren Verlassenschaft sich auf 162266 fl. belief. Dieser erste Zug der Angesessenen war auch dadurch bemerkenswert, daß er die geistigen Führer der evangelischen Bewegung mit umfaßte, vor allem 23, die schwere Leiden in der Festung Hohensalzburg auszustehen gehabt hatten. Rupert Stulebner, den Schmidt zu Hüttau, haben wir schon kennen gelernt. Dazu

kamen z. B. aus dem Gasteiner Gericht Wolfgang Langbrandtner, der einer der Bauerngesandten gewesen war, die im Österreichischen abgefangen wurden, Matthäus Lehner, Joseph Wagenpichler und Georg Gruber. Der dem letzteren zu Salzburg am 6. Mai ausgestellte Paß sollte ihn im Auslande verdächtig machen; es wurde aber das Gegenteil erreicht. Er lautete:

Obzwar Vorzeiger dieses, Georg Gruber, Weber zu Dorf, Landgerichts Gastein, [und seine] Mit-Verbrechere, von wegen ihres in diesem hohen Erzstift auf eine ganz aufwieglerische und der ihrem gnädigsten Landesfürsten schuldigsten Treue, Pflicht und Gehorsam allerdings zuwiderlaufende Weise angemachten Aufstandes für und für bezeugter Widerspenstigkeit mit Verachtung der landesfürstlichen Hoheit, mithin auch höchstgemeldet Jhro Hochfürstliche Gnaden und Dero noch getreuen Landes-Insaßen empfindlichst verursacht schweren und unerschwinglichen Unkosten, sowohl nach Ausweisung gemeinsamer und Carolinischen Rechten, dann deren Reichs-Constitutionen und Westphälischen Friedens-Schluß, als auch dieses Landes Particular-Satzungen und Statuten, in die Strafe der Störer gemeiner Ruhe und Landes-Sicherheit verfallen wären, und diese mittelst eines vor aller Welt justificirlichen Vollzugs gegen selbige hätte können verhänget werden;

So haben doch mehr höchstgedacht Jhro Hochfürstliche Gnaden sie, vorgedachte Verbrechere, aus preiswürdigster Clemenz und vörderst auch auf von Jhro Kaiserl. Maj. angelegentlich eingelegt allergnädigstes Vorwort, selbige mit wirklicher Leib- und Schandstrafe gänzlich verschonen, über dieses des ferneren Arrests, sogar mit Begebung der Verhaftungs-Kosten, entlassen, und die von ihnen supplicirte Emigration gestattet und verwilliget, anbei aber auch alles Ernstes und nachdrücklichst ermahnen und warnen lassen wollen, daß, woferne sie, solchergestalten höchstbegnadete

Delinquenten, durch sich oder ihre Anhänger in Dero Land- und Erzstift, es sei auf welche Weise oder Ursachen als es immer wolle, furohin die geringste Unruhe erwecken, anspinnen oder anzetteln würden, höchst-Dieselbe den aussondern Gnaden dermahlen mit ihnen unterbrochenen Prozeß wiederum renovieren zu lassen, einfolglich der heilsamen Justiz und strengen Rechten ihren Lauf in keine Wege zu hemmen oder einzuhalten gedenken.

Welches denenselben zu ihrem wissen Verhalt aus eines Hochfürstlich-Hochlöblichen Hofgerichts gnädiger Verordnung hiemit mitgeteilet wird. So geschehen Salzburg den 6. May 1732. Hochfürstlich Stadtgericht daselbst (L. S.)

gez.

Johann Caspar Börer.

Natürlich wurden nun Gruber und die anderen Salzburger, welche ähnliche Pässe erhalten hatten, unterwegs viel ausgefragt, was es mit ihrer Rebellion für eine Bewandnis gehabt habe? Ihre Schilderungen wurden von Mund zu Mund weiter gesagt, nicht selten entstellt; Publizisten zeichneten sie auf, und dann haben diese Erzählungen die Grundlage für manche Emigrationshistorien gebildet. So sind die Berichte entstanden, die von ultramontanen Historikern als Emigrationsfabeln verspottet werden. Gerade auf diesen ersten großen Zug der Angeseenen, von welchem wir jetzt reden, lassen sich viele solcher ungenügend verbürgten Erzählungen zurückführen. Was aber der genannte Georg Gruber, Weber und Ackermann in Dorfgastein, damals erzählt hat, stimmt durchaus mit dem, was wir aus den salzburgischen Akten wissen, überein, nur daß hier auch einmal die andere Partei zum Worte kommt. Um die Michaeliszeit des Jahres 1731, so erzählte er, nachts zwölf Uhr, kamen vierzig Soldaten und zwei Gerichtschreiber, öffneten die Thür mit Gewalt, rissen ihn im Hemde aus dem Bett, setzten ihm das Gewehr

auf die Brust und warfen ihn gefesselt auf den Wagen, wo schon drei lagen. Sein Weib und fünf Kinder liefen weinend und schreiend dem Wagen nach, aber sie wurden durch



Simon Clamer wurde wegen des Trechts des He-  
 bbel-Buchs ein Jahr lang in ein finstres  
 Loch gesteckt mit Wasser Brod und harten  
 Schlägen gespeiset endlich entlassen weil er  
 aber die Gerichte kosten nicht bezahlen müßte  
 Wo die Gewalt regiert wird Unschuld unterdrückt  
 Er mußten schwere Band die macke Glieder pläge  
 Doch wird durch das Eibell der Geist die Gott gerührt  
 Der den Verfolgten will die Hülff nicht verlagen.

Schläge zurückgetrieben. So wurden jene in der Nacht nach  
 Schloß Goldegg gefahren, wo sie zwei Wochen auf der  
 Wachtstube viel Kränkung und Elend auszustehen hatten,  
 kamen dann, als ihrer vierzehn zusammengebracht waren,

nach Werfen und mußten dort drei Tage lang in einem stockfinsternen Turme liegen. Darauf wurden sie von fünfzig Soldaten des Prinz-Eugen-Regimentes nach Salzburg trans-



4. Hans Clamer wurde auf anlage seiner Nach-  
barn daher in der Bibel lese. er auf befragen  
vor Gericht war er glückselig geantwortet, daß er sich  
an Luther Lehre halte. worauf er gefangen geschild,  
ließ von Weib u. Kindern aus dem Land gejagt.  
Hier hülflein Weinen nichter muß gelaffe sein.  
Hamb. Best. wahres Wort bringt die Verfolgung a  
Auf räuber Dorne- bahn geht man zum himm ein  
Gedult Gott lebet noch, der allzeit helffen kan.

portiert. Nun erst begann das Verhör über beinahe hundert Punkte, die sich fast alle auf die Beschuldigung des Hochverrats bezogen. Um ihn zu ängstigen, führte man Gruber in Ketten und Bänden auf die Torturstube und schreckte ihn

mit Androhung der Folter, damit er gestehe, er habe eine Rebellion angefangen. Als er das nicht zugab, ließ ihn der Amtmann mit einem Leidensgenossen auf einen Getreideboden bringen und dort sieben Wochen lang einsperren, wobei sie vor Kälte fast umkamen. Als er am 6. Mai 1732 freigelassen wurde, mußte er 8 fl. Arrestkosten erlegen. Später ist er wohlbehalten nach Litthauen gekommen, und stand dort in dem Rufe, daß er sehr fleißig und ein beherzter, frommer Mann sei.

Auch andere Namen, die in der Emigrationsgeschichte viel genannt werden, finden sich in diesem Zuge. So Hans Gafner [zuweilen auch Gasserer geschrieben], vom Gut Wig im Radstädter Gericht, der mit Stulebner am 13. Juli 1731 an der ersten Versammlung auf der Schwarzach teilgenommen hatte, Hans Drinker [auch „Trinker“ geschrieben], dem man schuld gab, er habe sich öffentlich verlauten lassen, sie wollten die Katholischen abbrennen, Stephan Hager aus dem Forstbezirk Ennswald, welcher der erzbischöflichen Kommission eine Beschwerdeschrift überreicht hatte, der Goldegger Schmied Matthaeus Bacher, in den Augen der Jesuiten ein gefährlicher Verführer, dem wir im ostpreussischen Darkehmen wiederbegegnet werden, und manche andere. Als dieser Zug sich dicht bei Nürnberg vorbei, östlich wandte, um über den Frankenthal das Voigtland zu erreichen, kam es jenseits des zur Reichsstadt gehörenden Städtchens Lauf bei dem Dorfe Schnattach zu einem heftigen Konflikt. Ein Trupp von 237 hatte sich von den übrigen getrennt, zog singend in das Dorf ein, begegnete einer Prozession und erregte deren Unwillen dadurch, daß nicht alle hohen grünen Hüte der Salzburger abgenommen wurden. Die Emigranten behaupteten, nur die Frauen hätten sie aufbehalten, und stellten die Sache so dar, als sei unbarmherzig auf sie alle losgeschlagen worden. Einige werden sich doch wohl gewehrt haben. Der Amtsknecht und sein Sohn riefen Soldaten herbei und führten funfzig Emi-

granten ins Gefängnis, man schnitt die Stränge von den Wagen ab, sodaß auch die andern nicht weiterfahren konnten. Als der preussische Kommissar heranritt, riß ihn die Menge vom Pferde und führte ihn fort in Arrest, obgleich er sich auf seinen König berief. Endlich wurde von den Emigranten ein Beamter aus dem Nürnbergischen herbeige Holt, und dessen Intervention gelang es, den ungehinderten Weitermarsch zu bewirken. Unterdessen gelangte ein anderer Emigrantenhaufe von 345 Personen nach Thürnau am Nordostabhang des Muggendorfer Gebirges, der Residenz des evangelischen Reichsgrafen Karl Maximilian von Siech. Dort wurden sie mit Glockengeläute empfangen, von den gräflichen Beamten feierlich eingeholt und an Leib und Seele auf das liebeichste verpflegt. In Plauen betraten die Emigranten das sächsisch-sächsische Gebiet; die Stadt war kürzlich abgebrannt, und dies bestimmte den Kommissar, trotz der Gastfreundlichkeit der in ihrer Verarmung dennoch überaus mildthätigen Bürger hier keinen Rasttag zu machen, obwohl von Zwickau die Bitte kam, er möge dort erst einen Tag später einrücken, weil heute dort Jahrmarsch sei. So standen denn vor Einbruch der Dunkelheit 817 Emigranten, die aus Wexen stammten, plötzlich auf dem Zwickauer Marktplatz, der noch mit Buden bedeckt war. Die Bevölkerung war über den unvermuteten Besuch etwas erschrocken, gab jedoch in ihren Häusern gern Quartier und rüstete sich, am folgenden Tage 907 Exulanten aus dem Pfliegericht Salsfelden noch besser aufzunehmen. Diese wurden denn auch mit besonderer Feierlichkeit eingeholt, und bei ihrem Abmarsch entstand unter den Pferdebesitzern ein wahrer Wettstreit, wer unentgeltlich Vorspann liefern solle. Besonders weihewoll war der Empfang in Altenburg. Vor dem Rathaus wurde ein großer Kreis gebildet, und die Bürger sangen mit den Exulanten zuerst das schöne alte Lied von Adam Reufner „In dich hab' ich gehoffet, Herr“, das ganz zu der Situation paßte, und darauf

das damals mancherorts verbotene Lutherlied „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“. Singend geleitete man sie des andern Tages in die Bartholomäikirche, wo der Generalsuperintendent Löber eine gehaltreiche und erbauliche Predigt hielt. Von dem ersten Zug genossen 251, von dem zweiten 247 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt.

Trat in der herzoglichen Residenz die Sorge um das leibliche Wohl etwas zurück, so erfuhren die Emigranten am 13. Juni und den folgenden Tagen zu Leipzig einen überwältigenden Liebesbeweis in materiellen Unterstützungen aller Art. Hingegen verzichteten die Leipziger auf eine feierliche Einholung durch Deputirte des Rats und der Universität, sowie auf das Glockengeläut, als auf unwesentliche Zeremonien, gestanden aber dabei offen zu, daß die Rücksicht auf den Dresdner Hof und die katholischen Einwohner der Stadt hierbei bestimmend gewirkt hätte. Um so großartiger entfaltete sich die Privatthätigkeit. Am Einzugstage waren fast alle Läden in der Stadt geschlossen und die Gewölbe verriegelt. Lange vor der Ankunft war die ganze Landstraße bis Connewitz mit einer fahrenden, reitenden und gehenden Menschenmenge bedeckt. Die städtischen Kontrollschreiber saßen vor dem Thore in einem Zelt und hatten Quartierscheine vor sich liegen, die jeden Fremden an ein bestimmtes Gasthaus weisen sollten; aber sie konnten das Papier ungebraucht wieder mit nach Hause nehmen. Die Leipziger Bevölkerung hat sich damals buchstäblich um die Emigranten gerissen. Ein Kaufmann hatte sich auf funfzig Salzburger Gäste eingerichtet, ritt nach Connewitz und suchte sie sich dort aus; aber mit Mühe brachte er zwanzig heim, die übrigen wurden ihm unterwegs entrissen, einem andern angesehenen Bürger schmolz ebenso sein Haufe von vierzig auf elf zusammen. Dem Hausknecht eines stadtbekanntem Traiteurs, gelang es zwar, wie ihm befohlen, sechsunddreißig Leute an sich zu ziehen; aber als er ans Thor kam, hatte er nur noch zwei bei sich. Es kam vor,

daß ein Leipziger dem andern Geld für die Fremden bot; aber gerade die kleinen Leute waren von einer eiferfüchtigen Rührigkeit beseelt; ein armer Schuster nahm sechs Gäste mit sich, ebensoviel fettete ein Maurergeselle an sich. So blieb kein einziger übrig, der in einem Wirtshaus hätte einquartiert werden müssen. Am Thore ordneten sich die Emigranten aber doch und zogen, wie gewöhnlich, paarweise ein, voran die Männer, dann die Frauen. Ihre vierzig Wagen wurden, gut bewacht, auf dem Hofmarkt aufgestellt. Am Sonnabend nahmen die Gebirgsbauern die Großstadt in Augenschein. Wo sich einer sehen ließ, suchten ihm alle Gutes zu thun. Ein Stadtsoldat theilte seine ganze Löhnung unter sie aus. Die zum Markt hereingekommenen Bauern drängten ihnen Brot, Käse und Butter auf, eine Milchfrau gab einer leidend aussehenden jungen Salzburger Mutter ihren Tagesverdienst, mit dem Wunsch, Gott möge diese Gabe einer armen Witwe, die auch kleine Kinder habe, reichlich segnen. Eine arme Frau, die Sträuße verkaufte, wollte auch etwas thun und schenkte alle Blumen, die sie hatte, an Salzburger weg. Als eine Salzburgerin mit einem Söhnlein niederkam, waren die Pathen, als es in der Thomaskirche getauft wurde, lauter geringe Leute; aber sobald andere davon erfuhren, erhielt sie soviel Kinder- und Bettzeug, daß davon ein großes Faß voll wurde, so reichlich Geld, daß sie sagte, sie hätte nie soviel Groschen beisammen gehabt, wie nun Dukaten; bei der Abreise ließ man diese Wöchnerin meilenweit in einer Leipziger Kutsche fahren. Der Abmarsch bewegte sich durch die Petersstraße, den Markt, die Catter-Straße, den Brühl, die Hallische Gasse, das Hallische Thor und die Gerbergasse, überall wurden sie von tausend Wünschen begleitet und vielfach beschenkt. Vor allem standen am Gerberthor zwei große sogenannte Nürnberger Meßbuden. Hier theilten Abgeordnete der Universität und der Kaufmannschaft, sowie der Krämer-Innung, an jeden der Fortziehenden einen Gulden aus. An der letzten Bude

stand ein alter fleischer mit einem großen Beutel voll einzelner Groschen, aus dem er jedem vorüberziehenden Salzburger eine Münze reichete. Am steinernen Kreuz erwarteten zwei Kaufleute den Zug, die aus zwei Karren voller Strümpfe den Wegziehenden spendeten: die Weiber bekamen grüne, die Mädchen rote u. s. w. Noch in Eutritsch stand ein Mann, der jeden, der wollte, mit Weißbier erquickte. Ein zweiter, aus Salfeldenern bestehender Zug verließ am Dienstag den 17. Juni Leipzig. In dieser Stadt wurde eine der berühm-



*Salzburgischer Emigranten Abschied von Leipzig den 5. Septem. 1732.*

testen unter den vielen Emigrantenpredigten gehalten, von dem Magister Carl Gottlob Hoffmann, die gedruckt wurde und in ganz Deutschland viel Beifall fand. Er bezeugte darin u. a. auf das kräftigste, daß alle Salzburger, die in der Nikolaikirche zur Beichte gegangen seien, richtig und gründlich geantwortet, einige aber eine so vollkommene Erkenntnis gezeigt hätten, daß ihnen nur der ordentliche Beruf zum geistlichen Amte gemangelt habe. Zu den letzteren gehörte vielleicht Hans Hoier aus Salfelden, einer der Wortführer unter den Salzburgern. Als man ihn in einem Dorfe vor Leipzig mit einem Abschiedstrunk erquickte, gab er einem Studenten einen Dankbrief mit, den er durch die Prediger

in Leipzig bekannt gemacht zu sehen wünschte. Nach einer Aufzählung der empfangenen Wohlthaten heißt es zum Schluß: „So bedanke ich mich für alle meine Landsleute von Grund meines Herzens durch Gott, in Gott und mit Gott für das Almosen- und Liebes-Stück. Mithin bitten wir den großen Gott und himmlischen Vater durch Jesum Christum, unsern und unser aller Heiland, daß er die hochberühmte Stadt Leipzig und alle Einwohner und Herren Gutthäter, sie sind edel oder unedel, wes Standes oder Profession sie seien, behüten wolle vor Krieg und Aufruhr, vor Sterben und Pestilenz, vor Schwert und Feuer. Gott behüte die berühmte Stadt Leipzig und eines jedweden sein Haus, und alle die da gehen ein und aus.

Hannß Hoyer.

Anstatt der ganzen Familie.

Begleiten wir zunächst den Wersener Trupp, welcher zuerst, am 16. Juni, Leipzig verließ, auf seinem Weitermarsch! Von zwei Hallenser Studenten geistlich versorgt, kamen sie jenseits Wittenberg an die Elbe. In der Lutherstadt konnte man ihre Ankunft kaum erwarten, die Bewohner kamen trotz der durch das herrschende Hochwasser nötigen Umwege in großer Menge bis an die Elbfähre. Der Wittenberger Rat hatte für 100 Personen zurichten lassen, aber er bekam gar keine. Denn auch hier, wo aus denselben Gründen wie in Leipzig kein offizieller Empfang stattfand, wollte jeder Bürger sich der Fremden annehmen. Manche liefen, als die Emigranten übersehten, ins Wasser hinein und rissen die Emigranten mit Gewalt an sich. Der kursächsische Kommandant der Garnison, General Bose, ließ um 100 Emigranten bitten, er wolle sie auf seinen Gütern verteilen und dauernd für sie sorgen. Aber der preußische Kommissar glaubte nicht willfahren zu dürfen, weil der Befehl seines Königs fehlte. Am 21. Juni wurde Berlin erreicht, die Prediger der Werderschen Kirche, Rosloff und Reinbeck, bewillkommneten die An-

kömmlinge, diese mußten am Schlosse vorbeimarschieren, wo sich der König damals aufhielt und vom Fenster aus gnädig grüßte. Dann bezogen sie Quartiere vor dem Königsthor.

Der am 17. Juni von Leipzig ausgerückte Salfeldener Trupp, wiederum von einem Hallenser Studenten geistlich versorgt, ging über Delitzsch, wo die Herzogin Witwe von Merseburg ihren Sitz hatte, auf Bitterfeld zu. Dort erwarteten sie die Einwohner mit Sehnsucht, „sie schlachteten, sie kochten, sie brieten und richteten alles aufs beste zu.“ Stundenlang warteten Prediger, Ratsleute und Schulen vor dem Thor, bis es dunkel geworden war. Endlich gingen sie auseinander, und schon schickten die Bürger um 10 Uhr sich an, zur Ruhe zu gehen. „Da entstand ein Geschrei, siehe die Salzburger kommen, stehet auf und gehet ihnen entgegen! Vor dem Rathause zündete man Lichter an, damit ein jeglicher diese Leute sehen könnte.“ Am folgenden Tage zogen sie durch Gräfenhainichen, den Geburtsort Paul Gerhards. Die Einholung dort war wie sonst, doch bemerkt ein Leipziger Historienschreiber: „Absonderlich war dies wohl anzusehen, daß viel Bürger in schwarzen Mänteln erschienen und in diesem Habit die Salzburger in ihre Stadt führten.“ So kamen sie über Coswick und Zerbst, wo der Fürst Johann August sie freundlich aufnehmen ließ, am 24. Juni nach Potsdam. Als sie am 25. auf der Landstraße nach Berlin weiterzogen, erhielt der Kommissar durch königliche Reitknechte Nachricht, der König, welcher auf dem Wege von Berlin nach Potsdam sei, werde ihnen begegnen, fahre aber seitwärts auf dem s. g. Königswegen. Der Kommissar sorgte für gute Ordnung des Zuges, die Männer- und Frauenpaare voran, die Wagen hinterher, und als sie unweit Zehlendorf auf die Höhe kamen, bemerkte sie der König und ließ sogleich querfeldein auf sie zufahren. Alle mußten in ihrer Ordnung vor ihm vorbeigehen, und der König richtete an viele unter ihnen die Frage, warum sie emigriert wären? Er versicherte

sie seiner Gnade, versprach, ihnen Äcker zu geben, und verlangte endlich, daß sie das Lied „Auf meinen lieben Gott traue ich in Angst und Not“, anstimmen sollten. Der Kommissarius stellte vor, daß sie das Lied nicht anzustimmen und nach der in Preußen üblichen Melodie nicht zu singen wüßten. Da fingen Ihre Majestät zur höchsten Verwunderung der Salzburger und zu ihrer größten Freude das allen dem Wortlaut nach wohlbekannte Lied selbst an. Die Emigranten sangen es weiter und marschierten währenddessen an ihrem König vorbei. Als auch alle Wagen vorübergefahren waren, rief ihnen der Fürst noch das Segenswort nach: „Reiset mit Gott!“ und fuhr darauf nach Potsdam zu.

Von den beiden Zügen der Werfener und Salsfeldener Bauern, die, wie wir sahen, dicht hinter einander über Leipzig nach Berlin marschierten, hatte sich in dem Bayreuther Gebiet eine Abteilung von 450 Köpfen abgetrennt, die auch den ersten nach dem Georgitermin Vertriebenen angehörte. Sie zogen über Weißenfels nach Halle, wo sie ebenso wie die früheren aufgenommen wurden, und von da über Alken im Magdeburgischen nach Brandenburg. Dort erwarben sich diese Emigranten solche Liebe, daß der Rat am 26. Juni eine speziell für sie bestimmte Kollekte mit folgendem Begleitschreiben nach Berlin schickte: „Wir haben am 23. huj. die Ehre und das Vergnügen gehabt, daß über 400 salzburgische Emigranten bei uns eingetroffen, welche den folgenden Tag unter herzlichem Gebet von uns hinwiederum dimittieret. Weil nun die beiden Städte (nämlich Alt- und Neubrandenburg) durch dieser lieben Leute standhaftigen Glauben und exemplarische Aufführung sehr erwecket worden; so haben wir auch die Veranstaltung gemacht, daß eine geringe Kollekte von 600 Rthr., welche hierbei kommt, für sie gesammelt worden. Und wünschen wir ihnen von Herzen, daß der große Gott diesen wenigen mitleidigen Beitrag ihnen tausendfältig segnen wolle. Wir können aber

nicht unangeführt lassen, daß die Einwohner dieser Städte durch dieser standhaften Glaubensbekenner gottselige Auf-  
führung zu dieser Beisteuer sind veranlaßt worden und  
bitten Nichts mehr, als daß diese Gabe auch diesen 400 und  
etlichen 30 Köpfen einzig und allein verbleiben und zu-  
gestellt werden möge. Welches wir dergestalt anzuordnen  
gehorsamst gebeten haben wollen. Wir verharren übrigens  
mit aller Veneration

Dero

dienstschuldigst-gehorsamste

Direktores, Bürgermeister und Rath.

Über Tremmen, Spandau und Charlottenburg marschierte  
dieser Zug nach Berlin und traf abends 6 Uhr am 25. Juni  
dort am Tiergarten vor dem Thor auf den vom König bei  
Zehlendorf begrüßten Salsfeldener Zug. Dieser hatte eine Zeit-  
lang im Tiergarten gelagert, um auf jene zu warten; jezt  
zogen sie zusammen, nachdem Reinbeck und Pastor Campen  
sie mit ermutigenden und ermahnenden Ansprachen begrüßt  
hatten, durch Berlin bis vor das Königsthor, unter Absingen  
vieler geistlicher Lieder. In der preußischen Residenz genossen  
sie eine längere Ruhezeit. Hatten sich schon bei der ersten  
Ankunft von Emigranten die Einwohner mildthätig gezeigt,  
so wuchs das Interesse an ihnen mit der Zeit immer mehr.  
Man wollte die Gäste nicht bloß unterstützen, sondern auch  
erfreuen. Ein bejahrter Berliner Bürger war einst wegen der  
Religionsverfolgung aus Schlesien eingewandert und hatte in  
Berlin eine Kuchenbäckerei errichtet. Er schickte eine große  
Kiste Pfefferkuchen zur Austeilung an die Emigranten, wenn  
sie in Stettin zur See gehen müßten. Es gab Berliner  
Häuser, die, so lange Salzburger da waren, fast täglich zehn  
bis fünfundzwanzig Leute speisten. In einem vornehmen  
Hause — wahrscheinlich war es das des Geheimrats v. Herold —  
lud man gruppenweise Gesellschaften von Exulanten ein, bald  
dreißig alte Leute von über sechzig, bald dreißig Kinder

unter zehn Jahren, bald Familien mit den Kindern. Man feierte die Geburtstage, indem man Salzburger an den Tisch zog, man ließ den Emigrantenprediger Breuer im eigenen Hause Trauungen vollziehen, gab Hochzeitsmahle und stattete die Paare aus, man lud die zu Abend ein, welche an dem Tage das heilige Abendmahl genossen hatten. Die Königin ließ mehrere Emigrantenportraits anfertigen, die später nach Monbijou gekommen sind, ließ Kleider, Bücher und Geld verteilen und eine große Zahl im königlichen Garten bewirten. Ähnlich die Prinzessin Philippine Charlotte. Die Herzen der Emigranten wallten in dieser Frühlingszeit ihrer Verbindung mit dem preußischen Staats- und Volkstum in überschwenglichen Dankesäußerungen über. Die Bischofshofener und Werfener baten, man wolle in der Übermittlung ihrer Ergebenheitserklärung an den König genau die folgenden Worte gebrauchen: „Gott möchte es ihm so viel millionen-tausendmal vergelten, als er einzelne Thaler an sie wendete.“ Hans Hoier setzte am 1. Juli eine Dankschrift im Namen aller Salfeldener auf, die er durchaus dem König oder, als er hörte, daß dieser abwesend sei, der Frau Königin überreichen wollte. Sie seien darum vertrieben, weil sie gemäß der Augsburgischen Konfession einzig und allein glauben wollten, was Moses und alle Propheten, die vier Evangelisten und die heiligen Apostel geschrieben haben. So seien sie zum Lobpreis des dreieinigen Gottes bewegt worden, als sie im Winter vernommen hätten, Ihre königl. Majestät wolle sie aufnehmen in das Land Preußen. Unterwegs sei ihnen überall unbeschreiblich viel Gutes geschehen, aus christlichem Mitleiden und zu Lieb und Ehr Ihrer königl. Majestät, ja sie hätten auch durch die Kommissare Wegzehrung auf der Reise erhalten, was vielen höchstnötig gewesen. „Item was Denkwürdiges auf dem weiten Felde zwischen der Stadt Potsdam und der Residenz Berlin den 25. Junii uns armen Emigranten geschehen, als Ihre königl. Majestät von einer andern Straßen

auf uns zugefahren, mit Seinen Allerdurchlauchtigsten und Königlichen Händen gewinkelt und gerufen: Kommet, kommet her zu Mir!" Sie wären damals ihres Laien-Unverstandes wegen so erstaunt und erschrocken gewesen, daß sie nicht mehr wüßten, was sie geantwortet hätten. Damals versäumte fufßfällige Danfsagung und Bitte möchten sie gern jetzt nachträglich aussprechen. Anjeko bedankten sie sich allesamt und sonderlich für die unbeschreiblichen, väterlichen, königlichen empfangenen Gutthaten, Lieb und Treue von Herzensgrund durch Gott, in Gott und mit Gott und bäten, solch schlechtes und einfältiges Danken für gut anzunehmen. Ferner bäten sie mit gebogenen Knien und geängsteten Herzen Jhro Königl. Majestät, daß er ihr irdischer Vater und Schutz neben der Gnade Gottes verbleiben, die bedrängten Salsfelder bei ihrer Glaubens-Religion um Jesu willen beschützen, die zurückgelassenen Güter ihnen wiederverschaffen, ihnen Unterkommen einräumen, „auch wann's sein könnte, daß wir Saalsfeldner beisammen wohnen könnten.“ Sie hofften und zweifelten nicht, da Jesus, der selbst die Segensquelle sei, im Evangelium versprochen habe, ein den Dürftigen gereichter kalter Trunk Wasser solle nicht unbelohnt bleiben, so würden noch viel mehr solche großen, unbeschreiblichen Gutthaten bei Gott dem Allmächtigen ein Denkmal sein. „Und wenn wir in Preußen sollten ankommen mit Gottes Gnade, wollen wir beten, arbeiten, redlich und ehrlich uns aufführen, uns gehorsam und unterthänig verhalten.“ Nach dem Datum (Königsthor in der Vorstadt an Berlin den 1. Juli 1732 t. Jahr) und der Unterschrift des Andre fränzl, Bauer aufn Rain und Hans Hoyer geweser Bauer auf dem Berge „für die ganze familie von Salsfelden“ folgt noch ein kurzes Schlußgebet. Es ist nicht ohne schlichte Erhabenheit, da es in biblischen Worten den Glauben an Gottes allmächtiges, allweises Walten zum Ausdruck bringt. Es gipfelt in der Bitte, Gott wolle dem Könige langes Leben, Glück und Sieg verleihen „und zu

allen Dingen und Vorhaben den heiligen Geist zu einem Trauringe“.

Bedenkt man das unbedingte Vertrauen, das Hans Hoyer schon in der Salzburger Zeit bei seinen Landsleuten genoß, die Gewalt, welche er bereits früher über die Gemüter ausübte, so wird man nicht zu zweifeln brauchen, daß er am 1. Juli wirklich im Namen aller geschrieben hat. Damals waren in der That die Herzen von Dank und Vertrauen erfüllt. Als später harte Zeiten kamen, die vielen nicht gestieten, drohte ein anderer Geist die Oberhand zu gewinnen. Er ist, wie wir noch sehen werden, wesentlich mit durch diesen Mann überwunden worden. Auf Hoyer paßt vollkommen ein Wort, das heute zuweilen von allen Ostpreußen gesagt wird, und sich bei vielen ohne Zweifel bestätigt: „Sie haben das Herz auf der Zunge und Treue im Herzen.“

Ende Juni 1732, während die geschilderten Szenen sich abspielten, hatte die Emigrantensache eine schwere Krisis durchzumachen. Dies beruhte auf der allmählich überraschend groß werdenden Zahl der nach Preußen sich wendenden Schutzsuchenden. Zwar war von den Salzburgischen Gebirgsbewohnern, die beim Regensburger Reichstag Beschwerde führten, schon vor einem Jahre die Zahl der dortigen Evangelischen als auf mindestens 19 000 sich belaufend angegeben. Aber die Salzburgische Regierung stellte das als eine lächerliche Übertreibung hin, und niemand glaubte es. Ebenso wurden die Erklärungen, die Ende Juli 1731 vor der erzbischöflichen Kommission abgegeben wurden, als durch die Ränke der Rädelsführer erschlichen, durch ihre Drohungen erzwungen u. s. w. ausgeschrieen. Dazu kam, daß viele der bereits Ausgewanderten im Anfang des Jahres 1732 sich nach Südwestdeutschland zu wenden schienen, wohin sie durch die von Bayern beliebte Marschrouten gedrängt wurden. Aber die Mehrzahl kam dort nicht recht zur Ruhe, zu Hunderten zogen sie ziellos umher. Immer neue Scharen

ergossen sich aus dem Erzstift. Göbel und die übrigen Kommissare hatten alle Hände voll zu thun, sie waren immer unterwegs; eine Zeitlang wußte man im Reich gar nicht, wo Göbel eigentlich geblieben sei. Die preußische Regierung hatte auf höchstens 4000, allerhöchstens 6000 gerechnet — das waren doch schon 1000 Familien, die Familie zu vier Kindern angenommen. Göbel meldete an seine Oberbehörde, die Zahl sei schon überschritten, und er erhielt jetzt wirklich Ordre, nun innezuhalten. In diesem Sinne wurde dem König am 26. Juni der Bericht eingesandt, es seien wieder an 2000 Salzburger angekommen. Aber wider alles Erwarten schrieb Friedrich Wilhelm I. die Worte darunter: „Sehr gut. Gott Lob! Was thut Gott dem Brandenburgischen Hause für Gnade! Denn dieses gewiß von Gott herkommt.“ Diese impulsive Äußerung, so königlich und echt christlich sie war, konnte doch, weil sie keinen bestimmten Befehl enthielt, noch nicht als maßgebend für die Zukunft angesehen werden. Göbel hatte am 23. Juni eine Stafette an seinen Landesherrn abgesandt, ob er nicht jetzt Halt machen sollte. In Süddeutschland erregte seine Sistierung der Annahme neuer Emigrantentrupps nicht geringe Bestürzung. Man richtete, wahrscheinlich aus Augsburg, ein Vorstellungsschreiben an ihn: Was jetzt werden sollte, wenn gerade in der Ernte- und Heuzeit keine preußischen Verpflegungs- und Transportkosten mehr bezahlt würden? Man ließ durchblicken, daß Südwestdeutschland überhaupt nicht im stande sei, auf die Dauer die immer aufs neue dorthin flutenden Menschenmassen zu ernähren, und wies endlich darauf hin, daß auch die im Erzstift noch weilenden und sich zum Abzug rüstenden Evangelischen des guten Glaubens lebten, sie müßten in folge des Einladungs patents vom 2. Februar in Preußen ein Unterkommen finden. Gewiß hätte hierauf geantwortet werden können, die Liste sei jetzt geschlossen; die übrigen könnten sich nach Schweden, England,

Holland oder Ungarn wenden, von welchen Ländern damals viel die Rede war. Der Entschluß des Königs fiel anders aus. Daß hierbei ein religiöses Moment stark im Spiele war, kann nach der angeführten Marginalresolution zu der Anfrage vom 26. Juni nicht bezweifelt werden. Andererseits ist höchst wahrscheinlich, daß der große Staatswirt von dem günstigen Eindruck, den die materielle Leistungsfähigkeit der ihm bei Zehlendorf begegneten Emigranten hervorrief, mit beeinflusst wurde, sowie von der Erwägung, daß es irrationell sein würde, den bisher eingewanderten, größtenteils der niederen Klasse angehörenden Schutz zu gewähren, die Thore aber zu schließen, wenn die Hauptmasse der Grundbesitzer herankomme. Diese verstandesmäßigen Erwägungen nehmen den idealen Motiven nicht das mindeste von ihrem Wert. Im Gegenteil, der König würde nicht als Idealist, sondern als Phantast gehandelt haben, wenn er sich nicht gefragt hätte, was dem Nutzen des Staates förderlich sei. Sobald die von Göbel abgesandte Stafette angekommen war, wurde der Befehl zurückgegeben, es sollten von den Salzburgern soviel als immer noch zu bekommen, wenn es auch gleich 10 000 wären, angenommen werden. In der Folgezeit ist auch diese Zahl noch bedeutend überschritten: Göbel hat im ganzen nicht 16 000, sondern über 20 000 Emigranten befördert. Diese Entscheidung wurde bald überall als höchst wohlthätig empfunden. „Was würde es nicht für ein Elend gewesen sein“, schrieb damals ein kursächsischer Untertan, „wenn diese Leute mit so vielen kleinen Kindern aus einem Lande ins andere gezogen wären und hätten doch nirgends sichere Wohnung angetroffen! Wie groß würde nicht jezo die Verwirrung im deutschen Reiche heißen!“ In einer evangelischen Reichsstadt Frankens wurde bald darauf ein Kirchengebet abgehalten, in dem es hieß: „Gedenke im besten aller christlichen Potentaten, zumalen Thro Königlichen Majestät in Preußen, welche diesen christlichen Exulanten in Dero königlichem Lande Aufenthalt,

Schutz und andere viele Gnaden und Wohlthaten aus königlicher Großmut und christlichem Erbarmen preiswürdigst genießen lassen. Segne Sie dafür aus Zion und schmücke Sie samt Dero königlichem Hause mit täglich neuem Heil! Laß auch wegen dieser christlichen Emigranten inbrünstigen Gebets, Lobens und Dankens diesem königlichen Hause, Landen und Leuten viel Glück, Segen und Gedeihen widerfahren!" Kurz, es ist nicht zu bezweifeln, daß Preußen durch diesen Entschluß des Königs moralische Eroberungen in Deutschland gemacht hat.

Gleichzeitig mit der entscheidenden königlichen Antwort an Göbel ging ein Schreiben an Dankelmann in Regensburg ab: er solle jenem bestens assistieren und, wenn er es verlangte, ihm einen oder zwei getreue, geschickte, zuverlässige Leute zusenden, um ihm in Annehmung und Führung der Emigranten auf differenten Routen hülfsliche Hand zu leisten. Wie stark die Stauung der Emigrationsbewegung in Südwestdeutschland während der letzten Juniwochen gewesen sein muß, sieht man an der Höhe der mächtigen Flutwellen, die sich nach Norden ergossen, sobald von Berlin aus die Schleusen geöffnet wurden. Schon vom 2. bis zum 10. Juli nahm Göbel 2250 neue Emigranten an; vom 16. bis zum 21. Juli aber täglich mehr als 800, sodaß binnen acht Tagen 5018 Köpfe zu den genannten 2250 hinzukamen. Es würde ermüdend und eintönig sein, wollten wir alle einzelnen Züge auf ihren Märschen begleiten. Vielleicht wird hier eingewandt, es müßten sich doch große Unterschiede der damaligen Kultur in den einzelnen deutschen Landen an der Hand der Emigrantenwanderungen nachweisen lassen. Auf dem östlichsten Wege, der Dresden berührte, sah es doch zweifellos anders aus, als auf dem westlichsten, der über Heidelberg und Frankfurt am Main führte. Aber unsere Quellen bieten in dieser Hinsicht nicht viel. Redselig über das, was sich tausendmal wiederholte, sind sie stumm über vieles, was

uns gerade das Interessanteste wäre. Sie erzählen wie jener Improvisator, der vor Goethe und Eckermann die Aufgabe der Beschreibung einer Rheinreise überraschend schnell löste, nur daß die Reise eben so gut auf der Donau oder Elbe hätte gemacht sein können. Die aus dem Jahre 1732 überlieferten Reisetagebücher einzelner Emigranten, unzählige Druckschriften aus den verschiedenen Städten, die gastlich ihre Thore und Häuser öffneten, Predigten und Lieder, mit denen man sie begrüßte: das alles fügt dem Bilde, das wir bereits kennen, kaum neue Linien hinzu. Wie bei allen derartigen Erscheinungen kann man jedoch eine aufsteigende Bewegung, einen Höhepunkt und eine Abnahme in der Begeisterung unterscheiden, mit der man die Emigranten begrüßte. Als die ersten Trupps heranzogen, war man in Mittel- und Norddeutschland, wenn auch nicht mehr in gleichem Maße, wie wir es oben in Kaufbeuren und Augsburg kennen lernten, von dem Neuen überrascht, z. T. auch etwas mißtrauisch. Als monatelang die Wanderungen nicht aufgehört hatten, wurde man auch dieses Anblickes als eines fast alltäglichen gewohnt und zeigte sich zwar hilfsbereit, doch weniger freigebig mit Bewunderung und Mitleid. In der Zeit des Höhepunktes aber bieten zwei kleine Residenzen eigenartige Bilder, die nicht ohne kulturhistorisches Interesse sind: Coburg und Wernigerode. Als am 21. Juli die ersten Emigranten heranzogen, ritt ihnen der Herzog von Saalfeld, begleitet von seinen Cavalieren, entgegen und bewillkommnete sie unter freiem Himmel. Wie sie sich Coburg näherten, wurde zum erstenmal mit allen Glocken geläutet, und alles strömte zusammen; ein zweites Glockengeläut gab das Zeichen zum Ordnen des Festzuges, und unter den Klängen des dritten Glockenschalles setzten sich der gesamte Rat, die Prediger, das Schulkollegium, alle Schulkinder und viel tausend Zuschauer in Bewegung, dem äußersten Thore zu. Dort hielt der Generalsuperintendent eine erbauliche Ansprache, und

dann zog die ganze Menge unter dem Gesange geistlicher Lieder auf das Rathaus. Dort wurde die Einquartierung geordnet; es war unmöglich, alle Nachsuchenden mit Fremdlingen zu versehen, „ob man sich gleich noch so kläglich darüber bezeugete.“ Am 22. Juli geleitete dieselbe Prozession wie tags vorher die Exulanten in die Moritzkirche; als nach der Predigt ihrer 146 zum Abendmahlstisch traten, sang die Gemeinde unter dem Schall von Pauken und Trompeten das „Herr Gott, dich loben wir.“ Als bei einem zweiten Emigrantenzug die Salzburgerin Anna Margaretha Zehner in Coburg starb, wurde sie mit aller Pracht beerdigt. Die Leiche wurde in der Hauptkirche aufgestellt, was sonst nur bei den vornehmsten Familien geschah. Der gesamte Rat, die Bürgerschaft, alle Emigranten geleiteten sie zur letzten Ruhe, und der nächste Verwandte der Gestorbenen wurde von dem Generalsuperintendenten und dem Bürgermeister geführt. Als die Herzogin dem Glaubensexamen der Salzburgerinnen beiwohnte, gefiel ihr das Antworten eines Mägdleins von vierzehn Jahren so ausnehmend, daß sie es wiederholt umarmte. Sie war aus St. Veit und hieß Margaretha Genser(in), Tochter des Hans Genser und der Anna Hopfgärtner(in) (die Salzburger Frauen behielten stets ihren Familiennamen bei). Die Herzogin bat den Kommissar, ihr das Mägdlein da zu lassen, und sah es, als sich Schwierigkeiten ergaben, ungern ziehen. Doch als sie fort waren, ließ es ihr keine Ruhe, sie schickte ihr eine Chaise mit zwei Pferden hinterher, die den Trupp in Meiningen einholte. Dem Kommissar ließ sie sagen, sie werde sich bei dem König von Preußen über ihn beschweren, wenn er ihr nicht das Mädchen herausgäbe. Der Kommissar rief es und seine Eltern herzu und stellte alles in ihren freien Willen. „Weil es nun mit allerseits Bewilligung geschah, so nahm die Tochter von ihrem Vater, Mutter, Bruder und Schwester einen so jämmerlichen Abschied, daß allen Umstehenden die Thränen

über die Wangen flossen. Darauf suchte sie ihre Barschaft, die ungefähr in drei Thaler bestand, hervor, verteilte dieselbe nebst ihrem Geräte unter die Familie, setzte sich in den Wagen und fuhr nach Coburg davon.“ Dort wurde sie mit den kostbarsten Kleidern geschmückt, die aber alle in Salzburger Tracht gemacht waren, mußte von nun an quer vor dem Bette der Fürstin zu ihren Füßen schlafen und in dem Gemach der Herzogin an einem besonderen Tisch von silbernen Schüsseln essen. Man hat sich damals dafür interessiert, was sie zu Weihnachten bekam: ein Paar Schuhe mit Gold bordiert, grüne seidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, einen Rock in Carmoisinrot mit dreifachen, handbreiten goldenen Tressen besetzt, eine Schnürbrust von grünem Sammet mit Gold durchnäht, eine mit Gold gestickte Haube und einen mit handbreit goldenen Tressen eingefasteten Hut. — Ob sie sich dauernd glücklich gefühlt hat, scheint nicht überliefert zu sein. — Die gothaische Linie blieb hinter der Coburger nicht zurück. Den durch Hildburghausen, wo die Herzogliche Durchlaucht Ernst Friedrich residierte, durchreisenden Emigranten warteten der Regent, die Herzoginmutter, die Herzogin, ein Prinz und zwei Prinzessinnen bei Tische selbst auf, legten die Teller hin und nahmen sie auch wieder weg. Räte und Cavaliere trugen die Speisen auf den Tisch und schenkten ihnen ein. Die Herzogin behielt eines wohlhabenden Salzburger Bauern, Leonhard Fleischmann, Tochter Charlotte mit Bewilligung der Eltern bei sich; sie versah in eleganter Salzburger Tracht das Amt einer Kammerjungfer.

Man kann zwar diese und ähnliche Vorkommnisse aus Modeschwärmerei für Salzburgerische Bauerneinfalt erklären, die an den Höfen Wurzel gefaßt habe, wo sonst oft die unnatürlichste Verwelschung herrschte. Aber das trifft doch nicht den Kern der Sache. Koburg, Weimar, Gotha u. s. w. betrachteten sich als Erben der Wettiner Tradition aus der

Reformationszeit, und indem sie sich zu dieser in der Salzburger Emigrationszeit offen bekannten, traten sie in Gegensatz zu einer starken Zeitströmung innerhalb der hohen Aristokratie und der Fürstenhäuser. In einer 1732 von der akademischen Buchhandlung des Breslauer Jesuitenkollegs zum zweiten Mal gedruckten Predigt des Augsburger Jesuitenpaters Franz Xaver Pfeyffer heißt es: „Was soll auch das für ein eclatanter Beweis sein, daß 20000 dergleichen Leute, wie diese salzburgischen Gebirgsleute seind, sich auf einmal zu dem lutherischen Glauben bekennet, gegen die Bekehrung einer einzigen Fürsten-Person von der lutherischen zu der katholischen Religion? Wir Katholische aber können uns rühmen, daß gegen die 60 Fürstenpersonen sich von der lutherischen, darin sie geboren, zu der katholischen Religion gewendet haben, da die Herren Lutheraner nicht mit einer einzigen können aufziehen, die katholisch geboren, nach dem Tode des Luther ihren Glauben habe angenommen!“ Eine damals erschienene poetische Flugschrift „Catholisch ruffende Glaubens-Stimme an den Salzburgerischen Gebürg-Bauern“, weist auf diesen Gegenstand hin:

„Betracht' so viel König, viel Fürsten dazu,  
Die vormals im Gwissen empfunden kein' Ruh,  
Als lang sie Calvinisch und Luthrisch gewest,  
Bis Gott sie vom Irrtum hat gnädig erlöst.

Hochgräfliche Häuser, freiherrlich Geschlecht,  
Großmächtige Menge, nicht zählen ich's möcht,  
Sich haben von Calvin und Luther getrennt,  
Zur römischen Kirche großmütig bekennet.

Man weiß kein Calvinisch, kein Luthrisches Haus,  
Wo nicht einig Fürsten und Prinzen daraus  
Durch göttlich's Einsprechen den Glauben changirt,  
Zur Römischen Kirch sind glücklich marschirt.

O irrendes Schäflein, ach folge doch nach,  
Herfür aus dem Finstern zum hellen Mittag,  
Zur römischen Kirchen, in der nur allein  
Das ewige Leben zu finden wird sein!“

Die Ernestinischen Höfe feierten die salzburgischen Emigranten vor allem als Vertreter lutherischer Bekenntnistreue. Die thüringische Bevölkerung war darin mit ihnen eines Sinnes. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade in diesen Gegenden, zum Beispiel um Schleusingen herum, sich der damals von den Exulanten mitgebrachte „Evangelische Sendbrief“ Joseph Schaitbergers bis auf den heutigen Tag als vielgebrauchtes Andachtsbuch beim Volke erhalten hat.

Die Religiosität der Salzburger hatte aber auch andere Elemente, als das konfessionelle, nämlich pietistische. Diese sind in Preußen, besonders von Halle und Berlin aus, wo Francke und Spener gewirkt hatten, gepflegt worden. Unter den damaligen kleinen Höfen vertrat vorzugsweise der Stolberg'sche zu Wernigerode diese Richtung. Es würde nun nicht viel Bemerkenswertes darin liegen, daß die Exulanten dort demgemäß aufgenommen und beurteilt worden sind, wenn uns nicht gerade für die Wernigeroder Episode eine Quellenschrift zu Gebote stünde, welche sich von den oben gekennzeichneten Mängeln der Durchschnittslitteratur fast völlig freihält. Sie trägt den Titel „Erbauliches Andenken der Salzburgerischen Emigranten, welches dieselben zu Wernigerode hinterlassen, als derselben bey drey Hundert den 25. Mey und Tausend und fünf und vierzig den 16. September 1732 daselbst durchgereiset.“ Verfasser ist der Wernigeroder Hofrat v. Caprivi, ein Vorfahr des zweiten deutschen Reichskanzlers.

Schon die Art der historischen Betrachtungsweise ist charakteristisch. „Es hat Gott im 1732. Jahre diejenigen Seelen, welche um der evangelischen Wahrheit willen in dem Salzburgerischen alles verlassen, auf ihrer Reise nach Preußen durch verschiedene Umwege geführt. Sie sollten als ein gutes Salz vielen Städten zum Nachdenken, und besonders allen denen, die bey so hellem Lichte des Evangelii unter uns schlafen, ja im Tode liegen, zu einer kräftigen Aufweckung dienen. Darum mußten sie auch

durch viele Lande geleitet und zerstreuet werden.“ Wernigerode war damals Residenz des Grafen Christian Ernst von Stolberg, eines Mannes im Anfang der vierziger Jahre. Sein Hofprediger war, als Nachfolger des in eine Hallenser Professur berufenen Landeskindes Liborius Zimmermann 1731 Samuel Lau geworden, beide bekannt als Dichter von Kirchenliedern. Mehr als von diesen jüngeren Männern ließ sich der Graf durch den uns schon bekannten Augsburgers Senior Samuel Ursperger in seinen Anschauungen und in seinem Verhalten bestimmen, im Sinne eines keineswegs engen, opferfreudigen Pietismus. Durch diesen Mann wurde auch der Wernigeroder Hof mit der freundlichsten Stimmung gegen die Salzburger erfüllt. Der erste Trupp, welcher dorthin kam, bestand aus Anangesehenen, meist jungen und ledigen Leuten, die Anfang Mai von Schwaben nach Frankfurt am Main marschiert, und am 5. Mai von dort nach Darmstadt und Kassel aufgebrochen waren. Er kam am Sonntag der Erhöhung, Exaudi, (25. Mai) aus dem Gebiet des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig, der an der Grenze den Männern je sechzehn, den Frauen je acht Groschen auszahlen ließ, gen Wernigerode herangezogen. Von Staplenburg wurden sie eingeholt. Der Graf kam ihnen zwei Stunden weit entgegengeritten, empfing sie aufs freundlichste und ließ sie schon unterwegs mit Speise und Trank bewirten. Eine ziemliche Anzahl frommer Bürger, teils aus Wernigerode, teils aus Ilfenburg, kam ihnen singend entgegen und trafen bei dem letzten Verse des Lutherliedes mit ihnen zusammen: „Wer soll Israel, dem Armen, zu Zion Heil erlangen? Gott wird sich seines Volks erbarmen und lösen, die gefangen. Das wird er thun durch seinen Sohn, davon wird Jakob Wonne han und Israel sich freuen.“ Dann mischten sie sich unter die Salzburger und knüpften mit vielen derselben ein inneres Gemeinschaftsband. Zehn Uhr abends trafen

sie unter beständigem Singen und Lätung aller Glocken in Wernigerode ein, wie denn auch an allen anderen Orten der Graffschaft, durch die sie zogen, an die Glocken geschlagen wurde, „zum Zeichen, daß Personen, welche Gott als besondere Zeugen der Wahrheit gebraucht, ihren Einzug hielten.“ Für eine eigentliche Predigt war es zu spät, es fand nur eine kurze Abendansprache statt. Dann ereignete sich dasselbe, was wir schon von manchen Orten berichtet haben. Aber wie ganz anders faßte man hier in Wernigerode dieselben Vorkommnisse auf, als etwa der Leipziger „Ausführliche Historicus“! Caprivi berichtet: „Nach geschlossenem Sermon suchte ein ehrfamer Rat die werten Salzburger zur leiblichen Verpflegung in die schon vorher besorgten und bereiteten Quartiere weisen zu lassen, allein die herzlenkende Kraft Gottes ließ sich das Recht nicht nehmen, selbst die Einteilung für die zu machen, welche sich desselben alleiniger Führung mit verbundenen Augen bisher überlassen. Sie neigte das Gemüt hiesiger Bürger dermaßen zu den Fremdlingen, daß, ehe man sich umsah, jeder seinen Wirt hatte. Keiner hatte der Gäste genug.“ Sie blieben drei Nächte und zwei Tage dort. Etwa 500 Thaler an barem Gelde nahm der erste Trupp von Wernigerode mit. An der Grenze angelangt, baten die Emigranten den begleitenden Pastor Giese, ein Gebet zu sprechen, bei dessen Abhaltung dann, wie Caprivi gewissenhaft sagt, man eine „fast“ allgemeine Bewegung vermerkte. Alle standen im Kreise, die Männer hielten ihre grünen Hüte in den Händen. Zum Schluß wurde, sehr passend, der letzte Vers aus dem Glaubenslied des Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her“ gesungen, und der Zug ging nach Halberstadt weiter, wo man sie, wie es in der „Ausführlichen Historia“ heißt, „mit ängstlichem Verlangen erwartete“.

Die zweite nach Wernigerode gekommene Emigrantenschar zeigte in manchen Stücken ein ganz anderes Bild. Sie



gehörte einem Zuge an, den man als den siebzehnten der Eingewanderten zu bezeichnen pflegt. Dieser umfaßte von allen die größte Menge Menschen, zu Zeiten wohl an 2000 Köpfe, teilte sich aber bisweilen unterwegs. Er war über Memmingen gekommen, wurde von dem preussischen Kommissar Dr. Brückner geführt und langte am 13. September mit 104 eigenen Wagen, von denen 60 vierspännig waren, in Nordhausen an. Dort wurden sie feierlich empfangen. Auf beiden Seiten des Zuges marschierten über anderthalbhundert bewaffnete Bürger und gaben bis zum Marktplatz das Geleit, damit die Salzburger nicht auf dem Wege weggerissen würden, wie das vorige Mal in dieser Stadt geschehen. Wohl waren die Nordhäuser stolz auf das, was am Ende des letzten Monats bei ihnen geleistet worden, aber nicht alles war im Wiederholungsfalle zulässig, so schön es auch damals gewesen. In der Nacht vom 27. zum 28. August 1732 hatte nämlich die Thüringer kaiserliche Reichsstadt einen Anblick geboten, wie man ihn zu jener Zeit nicht kannte: sie prangte in Straßenbeleuchtung. Die Emigranten waren durch stürmisches Wetter aufgehalten und kamen erst, als es schon dunkel war, an. „Es war schon ganz finster, aber dem ungeachtet war es in der ganzen Stadt helle.“ Man sandte ihnen



nicht nur viele Laternen aufs Feld entgegen, sondern die Bürger hatten auch in allen Straßen, da die Emigranten durchmußten, „in und vor die Fenster Lichter gestellt“ und an die Häuser brennende Laternen gehängt, was bei den Salzburgern nicht wenig Verwunderung erregte. Dabei waren die liebevollen Bürger von solcher Begierde gewesen, Salzburger als Gäste zu bekommen, daß sie deren Wagen schon vor dem Thore auffingen und mit ihren eigenen Vorspannperden in ihre Remisen führten; alle Ordnung war damals durch die überströmende Hilfsbereitschaft gestört; selbst die Kranken wurden in die Privathäuser davongetragen, so daß die Beamten des Hospitals, wo für dreißig Betten Einrichtung getroffen war, mit knapper Not sich sieben Salzburger bemächtigten, von denen zufällig fünf gesund waren. Jetzt aber ging alles ziemlich ordentlich zu, obwohl die herzliche und opferbereite Gesinnung der Bürger dieselbe geblieben war. Reich beschenkt und erquickt zog die große Schar am 15. September nach Elbingerode weiter. Dort teilten sie sich, denn der Graf von Stolberg hatte von dem preussischen Kommissar verlangt, daß er tausend Mann nach Wernigerode schicke, weil er diesen seine besondere Liebe in geistlicher und leiblicher Verpflegung erweisen wolle; die

übrigen 900 wandten sich nach Halberstadt. So fuhr denn am 16. September die gräfliche Herrschaft den 1045 Gästen entgegen; 920 Personen wurden von ihr im Orangeriesaal gespeist; die Bürger Wernigerodes zeigten ebenfalls ihre Mildthätigkeit in dem besten Lichte. Aber vor allem hat man es sonst nirgends so darauf angelegt, die Geistesgemeinschaft mit den Salzburgern zu pflegen und in das ihnen eigentümliche Innenleben einzudringen. Aus anderen Städten werden über das innere Leben der Gäste aus diesem Zuge meist nur zufällige Einzelbeobachtungen berichtet. Einiges davon möge hier angeführt werden, weil es sich um dieselbe Gruppe von Salzburgern handelt, von denen Caprivi erzählt, und weil dessen Bericht dadurch ergänzt und bestätigt wird. In Nordhausen machte Eindruck, was Rupert Nestel erzählt: Wenn es seine Kinder nicht gethan hätten, wäre er auf seiner Hefen liegen geblieben. Er hatte schon immer emigrieren wollen, als aber der Haufe vorbeizieht, stellt sein Weib ihm vor, es sei doch zu schwer mit den kleinen Kindern. Sie entschließen sich zu bleiben und „Jesu heimlich zu dienen“. Dazu hätten sie freilich abschwören müssen. Sie schicken sich an zur Arbeit zu gehen, doch dem Vater ist weh zu Mute. Da werden die Kinder vermisst und endlich im Zuge gefunden; die zwei ältesten führen das jüngste; jedes hat sein Bündelchen mit und einen Laib Schwarzbrot. Von den Eltern gerufen antworten sie, sie müßten mit den Glaubensbrüdern fort in die evangelischen Lande! Drauf redet der Vater die Mutter an: „Liebe Christine, wir wollen mit“, und sie erwidert: „Ja, lieber Mann, wo du hingehst, da gehe ich mit.“ Wie diese Leute, war auch die 33jährige Christina Leidnerin aus Goldegg in dem Zuge gegangen, der nach Wernigerode kam. Sie hatte sich des Evangeliums wegen von ihrer ganzen Familie getrennt. Zu Nordhausen lag sie geduldig an schwerer Krankheit darnieder und äußerte auf die Frage, wie es ihr gehe: „Sehr schlecht, Gott sei

Dank.“ Darüber zur Rede gestellt, daß sie sich wohl prüfen müsse, ob solcher Dank von Herzen gehe, gab sie zur Antwort: „Es ist mir genug, daß ich in der evangelischen Religion sterbe. Haben wir das Gute von dem Herrn empfangen, warum sollten wir das Böse nicht auch mit annehmen?“ Derartige einzelne Züge werden auch sonst oft berichtet, auch aus Gera, Halberstadt u. s. w. Aber nirgends hat man sich so wie in Wernigerode bemüht, dem Wesen der ganzen Bewegung auf den Grund zu kommen. Was Caprivi in dieser Beziehung berichtet, trägt zwar die Färbung der Anschauungen seiner Kreise, stimmt aber im wesentlichen durchaus mit dem überein, was aus den Wiener und Salzburger Archiven zu entnehmen ist und erscheint im Grunde weniger subjektiv aufgefaßt als manche Berichte des trefflichen Göcking, dem die meisten Emigrationshistoriker folgen.

Alle Emigranten in Wernigerode versicherten durchgängig, sie hätten nicht rebelliert gegen die Obrigkeit, sondern sich um des Wortes Gottes willen nur gegen den falschen Glauben aufgelehnt. Essen und Trinken hätten sie im Salzburgischen genug gehabt, deswegen hätten sie nicht nötig gehabt, auszuziehen; sondern um des Wortes Gottes willen kämen sie. Als man viele einzelne über Erweckungen und Bekehrungen unter ihnen fragte, meinte Johannes Francke, einer der sehr wenigen Vergleiche unter diesen Emigranten, er habe Läuterungen Gottes erfahren, als er zu Salzburg gefangen gefessen. Die folgenschwere Entscheidung in der letzten Juliwoche des vorigen Jahres, da die erzbischöfliche Kommission im Gebirge umherreiste, und ganze Scharen ihren von den Vätern ererbten und heimlich gepflegten evangelischen Glauben bekamen, auch von da ab keine katholische Kirche mehr betreten,\* konnte auch als Durchbruch, als Bekehrung aufgefaßt werden, und so stellte es sich jetzt vielen Emigranten dar. Ein Salzburger erzählte, sie hätten lange Zeit bei dem öffentlichen Gottesdienst der Katholiken mitgeheuchelt und sich

mit Weihwasser besprengt; aber um Jacobi (25. Juli) des Jahres 1731 wären sie fest geworden. Ein anderer rühmte, wie Gott an diesem Jacobitage große Barmherzigkeit an seiner Seele gethan hätte, nachdem er sein Elend sehr fühlen und empfinden müssen. Ein dritter sagte auf Befragen, wie lange Gott an seiner Seele gearbeitet? „O wohl schon 10 Jahr; aber ich bin ein Heuchler gewesen bis auf Philippi Jacobi, da habe ich was erfahren! Eine solche Freudigkeit, daß ich Kühe und alles konnte stehen und fahren lassen.“ Noch mehrere andere gaben diesen Tag als den an, da ihren Seelen besonderes Heil durch lebendige Erkenntnis Jesu Christi widerfahren sei. Einige beweinten, daß sie so lange vor Menschen geheuchelt und nicht eher das Wort öffentlich bekannt hätten. Ein alter Mann beteuerte, daß er dafür Gott sonderlich lobe, daß er diese Verfolgung geschickt, weil sonst die Wahrheit bei einigen wohl gar wäre zurückgegangen, bei anderen nicht recht durchgebrochen; diese Trübsal habe jedoch bei diesen alles wieder erweckt, und durch sie seien noch mehr herzugetreten. Ein anderer brach mit Thränen in diese Worte aus: „Heuchler, Heuchler wären wir geblieben, wenn uns der liebe Gott durch unsern Erzbischof nicht so aus Babel ausgetrieben; und daß so viele sich mit zum Evangelio bekannt auf die angefügten Termine bei unsern Pflegern, das hat Gott nach seiner Weisheit dadurch hervor gebracht, daß die meisten glaubten, je größer der Haufe der Evangelischen würde, desto leichter und gewisser würde man ihnen evangelische Prediger hineinschaffen.“ Da nun Gott durch diese Hoffnung sie erst zu dem Entschluß gebracht, sich öffentlich als evangelisch zu bekennen, so habe er sie, nachdem sie nun einmal ins Wasser hineingestoßen, mit der Freudigkeit und Kraft begabt, daß sie getrost durchschwimmen konnten. „Merkt's wohl, ihr Herren“, fuhr er fort, „hierunter liegt ein Geheimnis, wie es beim roten Meer ging!“ Dieser versicherte, sie hätten nur das Wort gern ins Land hereinhaben,

nicht aber mutwillig hinauslaufen wollen. In den Pässen stehe zwar „freiwillig“ — ja wohl freiwillig zum Evangelio bekannt und um deswillen, weil man davon nicht lassen wollte, ausgezogen; aber sonst hätten sie wohl gemußt. — Caprivi berichtet weiter, „eine hohe Person“ (vielleicht der Graf selbst) habe einen Bergmann gefragt, ob wohl alle diese Seelen Buße und Glauben erfahren hätten, und also gewiß zum Leben eingingen? Der Mann gab hierauf die nachdrückliche Antwort, nachdem er zuvor die zwei vordersten Finger hoch emporhub: „Josua und Caleb.“ Die Standesperson, so über solcher unvermuteten Replik sehr bewegt wurde, erinnerte ihn: Er möchte für sie beten, daß sie mit unter diesen wäre, und Gott sie tüchtig mache, alles darüber zu leiden, sollte sie auch einmal, wie der Bergmann, mit dem Stabe davon gehen müssen. Auf dieses versetzte er: „Das war ein Wort! Gott gebe Gnade! Es scheint ja, als wären wir in eine Schule gegangen, ja nun, es hat uns ein heiliger Geist gelehret. Wir freuen uns, wenn wir solche Leute antreffen.“ Viele der Emigranten bejahten die Frage, ob sie um des Evangeliums willen auch ihr Leben gelassen haben würden. Dabei wird ausdrücklich hervorgehoben, daß keine Selbstgerechtigkeit bei ihnen zu finden war: „Wir sind noch böse Leute, Gott hat uns nicht anders bringen können.“ In Luthers Schriften, namentlich den Katechismen und der Kirchenpostille, sowie in den Büchern Johann Spangenberg's fand man viele gut beschlagen. Caprivi nennt unter den Schriftstellern, die sie gut kannten, auch Staupitz; doch stammte, was sie von ihm wußten, wohl aus sekundären Quellen. Die Antwort „Josua und Caleb“, welche der Bergmann gab, weist übrigens nicht bloß auf die Bibel, sondern zugleich auf des Gasteiner Lutherfreundes Martin Lodinger „Trostbüchlein und Vermahnung in der Verfolgung“ zurück, wo Josua und Caleb als Vorbilder der wenigen gepriesen werden, die allein Gott gehorchen wollen. Auf den Besitz

von guten Büchern legten jene Exulanten ungemein hohen Wert. Als im August 1732 der Ratsherr Stöcker zu Quedlinburg Emigranten beherbergte, fand er, daß einer ein Buch in einem Futteral von Eisenblech mit sich führte. Auf Befragen erklärte jener, dies habe er aus Not so fertigen lassen müssen, denn da er das Buch aus Furcht vor Entdeckung und Strafe tief in die Erde vergrub, konnte er es nur so vor Nässe und Moder schützen. Dieser Bericht giebt ein Beispiel für viele. Wie oft sind später im Erzstift halbvermoderte evangelische Bücher von Gerichtsdienern ausgegraben! — Als dem Vorsteher der Salzburger von einem Wernigeroder Buchbinder eine Bibel verehrt wurde, war er so fröhlich darüber, daß er sie bald in die Höhe hielt, bald besah, bald an die Brust drückte und äußerte, er freue sich, daß er die Bibel nun frei lesen dürfe. Von der Bibelkenntnis mancher Salzburger, die in sehr vielen gleichzeitigen Emigrationschriften gerühmt wird, giebt Caprivi ein Beispiel. Eine hohe Person (es scheint der junge Graf gewesen zu sein) habe einem Salzburger den Spruch zugeschickt Jes. 49, 15 (Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen u. s. w.). Da habe der Mann, sobald er es gelesen, gesagt: „Ja wenn man das mitnimmt, was vorher steht, V. 14!“ Dort heißt es nämlich: „Zion aber spricht: Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat meiner vergessen.“ Er wollte sagen, daß es oft so aussehe, als vergesse Gott die Seinen, daß gerade dann aber die, und nur die, welche mit Grund sich als unter „Zion“ mitbezeichnet ansehen können, Ursache haben, sich auf die mütterliche Leitung der Vorsehung zu verlassen. Auch sonst wird oft gerühmt, daß viele Salzburger in der Bibel nicht bloß kapitelstest seien, sondern auch die Verszahlen wüßten. Selbst bei einigen, die nicht lesen konnten, fand man in Wernigerode überraschende Kenntnisse, die sie sich durch angespannteste Aufmerksamkeit beim Vorlesen und festes Einprägen des Gehörten erworben hatten. Öfter wird berichtet, daß manche

Salzburger die Gewohnheit hatten, nach dem Anhören von Predigten sich an keinem Gespräch zu beteiligen, sondern, wenn möglich, die Zurückgezogenheit aufzusuchen, damit sie alles noch einmal überdenken könnten. In Wernigerode und anderswo bildeten sich auch nach den Predigten Gruppen, in denen man zusammensaß, um das zu wiederholen, was von dem guten Samen des Wortes in das Herz gefallen war. Wie bei den Religionsexamina, die mit den Salzburgern abgehalten sind, so wird auch in Wernigerode aus dem Eindruck der Gespräche mit vielen Einzelnen das Ergebnis berichtet, die meisten zeigten richtige Begriffe über Wesen Gottes, Dreieinigkeit, Wort Gottes, Christus, Sünde, Rechtfertigung, Buße und Glauben. Wiedertäuferisches zeigten sie nicht. Von dem Wert des Taufbundes und des Altarsakraments unter beiderlei Gestalten wußten viele klar und deutlich Rechenschaft zu geben. Andere freilich, und namentlich solche, die den ersten Zügen angehörten, fand man noch recht unwissend in religiösen Dingen; bei den von Caprivi beschriebenen Emigranten scheinen solche nicht gewesen zu sein. Übereinstimmend wird aus den verschiedensten Orten berichtet, daß die Salzburger sich eifrig in andächtigem Gebet zeigten und sich dabei völlig kindlich und unbefangen geberdeten, als sei das Gebet die natürlichste und selbstverständlichste Sache von der Welt. „Man trifft Betende auf dem Kirchhofe, im Hofe, im Haus, in Zimmern.“ Sie beteten oft sachte vor sich hin und ließen sich nicht stören, ob auch von andern geredet wurde. Die Emigranten selbst thaten hierbei, als ob sie einander nicht sähen. Abends und morgens fand man sie meist auf den Knieen liegend. Sie waren sanftmütig gegen ihre Verfolger, nannten Firmian ihren lieben Erzbischof und versicherten, daß sie, wie ihr Ausdruck lautete, „schrecklich“ für ihn beteten. Caprivi urteilt über sie im allgemeinen: „An dem Leben und Wandel des mehresten Teils dieser Salzburger hat man eine Abbildung von der

Gestalt der ersten Christen und eine lebendige Apologie für die angetroffen, welche heutiges Tages ihr Christentum auf ein rechtschaffenes Wesen setzen . . . Sie besleißigen sich der Wahrheit, machen nicht mehr von sich, als ihnen zukommt, sind mäßig, halten überaus fest zusammen."

Diese Auffassung des Charakters der Emigranten hat selbstverständlich, wo immer sie damals laut wurde, auf katholischer Seite lebhaften Widerspruch gefunden. Wir wollen auf diese Invektiven hier nicht näher eingehen und nur eins hervorheben. Die Exulanten haben selbst ihren Gegnern eine Hauptwaffe in die Hand gegeben, wenn sie oft bekantten, sie hätten bis zum Jacobitag 1731 in der Heuchelei gelebt. „Da hört ihr es ja“, so hieß es, „was es für Leute sind, die ihr so feiert, nämlich Menschen, die nach ihrem eigenen Geständnis ihr bisheriges Leben in Heuchelei zugebracht haben. Und denen wollt ihr jetzt glauben und trauen?“

Aus Selbstvorwürfen Anderer Anklagen zu schmieden, sind die stets am schnellsten bereit, die ihr eigenes Verhalten nie einem Selbstgericht unterziehen. Mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen, ist der Vorwurf der Heuchelei ein viel zu harter. Die evangelischen Gebirgsbewohner im Salzburgischen haben sich Generationen lang in den optimistischen Traum eingewiegt, sie könnten im Herzen evangelisch sein und doch die katholischen Gebräuche mitmachen, hatten an der trügerischen Hoffnung festgehalten, die im Reformationsjahrhundert über einen Melanchthon so oft eine fast berückende Gewalt gewann: in der „allgemeinen“, d. i. katholischen, christlichen Kirche müsse auch für sie Raum sein. In der Praxis ging es dabei ohne Selbstbetrug nicht ab, und weil sie selbst als Motiv desselben das Streben nach Gemächlichkeit und guten Tagen erkannten, beurteilten sie später ihr aus furchtsamer Unentschlossenheit hervorgegangenes Verhalten als Heuchelei. Es fehlte übrigens damals nicht an Leuten in Deutschland,

die, vom Standpunkt eines aufgeklärten skeptischen Indifferentismus aus, den Salzburgern gerade ihre spät und mühsam errungene Überzeugungstreue zum Vorwurf machten. Ein kleiner Trupp von 51 Personen kam am 11. Juli nach Frankfurt am Main und zog von da über Hanau nach Eisenach. Unterwegs hatten sie (leider wird nicht gesagt, wo) eine Art Religionsexamen zu bestehen, von dem „ein vornehmer Freund“ der Emigranten später einen ausführlichen Bericht aufsetzte. Die Prüfenden meinten, alle Religionen seien einerlei, die guten Leute hätten ruhig katholisch bleiben sollen. Als die Emigranten in der ihnen gewohnten Ausdrucksweise erklärten, sie hätten sich nicht getraut, dabei selig zu werden, wurden sie gefragt, wie sie denn auf den Gedanken gekommen wären? Als jene sich auf die heilige Schrift beriefen, an die sie sich allein halten wollten, gab man zu verstehen, es sei falsch und willkürlich, sich so genau an die Bibel zu halten; die katholische Konfession könne ebenso gut damit in Übereinstimmung gebracht werden, die Papisten bewiesen ihre Lehren ja auch aus der Schrift. Sie hätten nicht so viel in der Bibel grübeln, lieber in der Einfachheit bleiben, sich an dem begnügen lassen, was die Priester lehrten, und es die Pfaffen verantworten lassen sollen. Es wäre auch, so redete man weiter auf sie ein, kein Unglück gewesen, wenn sie im Herzen evangelisch geblieben und sich äußerlich zum Katholizismus bekannt hätten. Sie erklärten darauf, dann käme ja das Wehe über sie, das Jesus den heuchelnden Schriftgelehrten zugerufen: wer Christum verleugnet, werde von ihm auch verleugnet. Paulus lehre, daß man durch Herzensglauben und durch das Bekenntnis des Mundes gerecht und selig werde. Es heiße auch: „Weil du lau bist und weder kalt noch warm, will ich dich ausspeien aus meinem Munde u. s. w.“ Aber jene meinten doch: „Ihr hättet besser gethan, ihr hättet euch wieder zur katholischen Religion bequemt, ehe ihr aus

dem Lande gezogen wäret.“ Jetzt hätten sie ja alles verlassen und verloren. Aber die Salzburger antworteten: „Besser das Zeitliche als das Ewige verloren. Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

Was den Vorwurf der Heuchelei betrifft, so ist er durch die spätere Geschichte der Emigrantenkolonie widerlegt, denn diese zeigt uns nicht Leute, die mit frommen Redensarten um sich werfen, sondern solche, die schlicht und recht in harter Arbeit sich eine neue Existenz gründen. Sie zeigt freilich auch, daß die Beurteilung, welche man den Emigranten in Wernigerode und anderwärts angedeihen ließ, was die große Masse anbetrifft, zu optimistisch war. Daß die Salzburger Kolonien in Ostpreußen eine geistig welt-erobernde Kraft gerade auf religiösem Gebiet entfaltet hätten, wie es die ersten Christengemeinden doch thaten, wird sich schwerlich nachweisen lassen. Die Emigranten kamen ja auch nicht als Träger neuer Ideen, welche Keime einer unendlichen geistigen Entwicklung in sich bargen. Was sie brachten, war das Alte, längst Bekannte, kaum von einer besonderen Seite angefaßt oder ausgebildet, aber in herzgewinnender kindlicher Einfalt ergriffen und mit lebendiger, opfermutiger Thatkraft behauptet. Auf ein auch in religiöser Hinsicht kulturmüdes Zeitalter übte ihre vom Handwerkszeug gelehrter Theologie und von pietistischer Dressur nichts wissende, ursprüngliche evangelische Frömmigkeit einen erquickenden Zauber aus, wie Morgenfrische nach einer durchwachten Nacht. Auch wo die Rede dieser Männer aus dem geringen Volk ein bloßes Stammeln war, freute man sich, die Naturlaute einer Kinderseele zu hören. Das gilt besonders von Schaitbergers Eulantenlied, doch auch von den Gesängen, die Rupert und Georg Schwaiger für die Wandernden gemacht hatten. Die zuletzt Genannten gehörten einer Familie an, die mit den Vorwalders und anderen Hauptträgern der

Bewegung verwandt war. Ruep Schwaiger war ein lediger Bursch im Anfang der zwanziger Jahre; er ist unter den ersten unangefessenen Emigranten am 26. November 1731 aus St. Veit vertrieben. Diese ersten Exulanten konnten nicht einmal das Notwendigste mit fortnehmen. Da hat er gesungen:

In Gottes Namen, so heben wir an,  
Mit Gott allein ich alls wagen kann.  
Steht er mir bei, so bin ich doch frei,  
Ja mitten im Tod, oder wo ich nur sei.

Ach Gott, meine Seele ist sehr lang betrübt,  
Ich hab' mich schon so lang in dein'm Wort geübt.  
Das ist mir ein' Freud' in Kreuz und in Leid,  
In Trübsal, Verfolgung und Traurigkeit.

Ich geb mich schon drein, wie es Gott wohlgefällt,  
Ob ich schon viel muß leiden in dieser Welt,  
Es ist ja das Leiden in der Zeit  
Nicht wert der ewigen Herrlichkeit.

Wer hier in der weltlichen Freude will steh'n,  
Dem werd'n dort die himmlischen Freuden vergeh'n;  
Mit weltlichen Lüsten, mit weltlicher Freud'  
Verdient man bei Gott nichts als ewige Traurigkeit.

Bei Römern am achten, da stehts also fein:  
„Ist Gott für uns, wer wird wider uns sein?“  
Mit Gott will ich leben und sterben allzeit,  
Er führt mich in' Himmel in die ewige Freud'.

Jetzt nehm ich mein' Wanderstab in meine Hand  
Und ziehe mit Jacob in fremde Land.  
Allhie bin ich arm in der Zeit,  
Dort aber werd ich reich in der ewigen Freud'.

Das ist mir ein Trost, eine Freud' und ein Ehr',  
Geschicht um der evangelischen Glaubenslehr',  
Daß ich hier werd' vertrieben aus meinem Vaterland,  
Wenn ich sonst niemand hab', ist mir Gott wohlbekannt.

Finde dich Gott, du schönes Vaterland,  
 Und alle meine Gefreunde, die mir bekannt,  
 Weil ich es hier muß seh'n mit dem Rücken an,  
 Adieu Haus und Hof, hier reis' ich davon.

Sein Verwandter Georg Schwaiger gehörte zu den wohlhabendsten Salzburgern; er selbst war bei St. Veit begütert, seine Frau stammte aus dem Radstädter Gericht und hatte dort viele bemittelte Verwandte. Schon am 13. Oktober 1730 hatte er sich in Goldegg zu verantworten, weil er es in dem vergangenen Quatember St. Crucis mit Fleisessen verbrochen habe, besonders aber weil in seiner Leibtruhe ein lutherisches Gebetbuch war gefunden worden. Wenn das Protokoll richtig ist, hat er damals im Glaubensexamen sich zu der Äußerung bringen lassen, die römisch-katholische Kirche sei die wahre, und sonst keine. Seinem evangelischen Predigen wurde erst im März 1732 ein Ende gemacht und dabei an das Hofgericht geschrieben, wenn solche Hauptprediger unter den angeessenen Bauern nicht bald fortgetrieben würden, kämen die wenigen noch übrigen Katholischen völlig zum Abfall. Aus seinem etwas umfangreichen Wanderlied sei hier folgendes mitgeteilt:

Mit Gott woll'n wir anheben allesamm insgemein, unsern Glauben zu besteh'n vor der Welt und jedermann. Wir haben lange Zeit geschmeichelt, bei der Herrschaft lange geheuchelt. Aber hier schweigt man nicht mehr still, mag es gehen, wie Gott will.

Gott läßt noch einmal rufen, jezt in der elften Stund, und will uns alle heimsuchen, daß wir nicht geh'n ewig zu Grund. Wer sich jezt nicht läßt finden, wo will der Errettung finden? Wann es kommt zu dem Gericht, da hilft auch kein Bitten nicht.

Noch eins, meine lieben Christen, laßt euch den Weg nicht sein zu lang, wenn's schon oftmal wird gar dunkel, ist uns Christus doch vorhin gang'n. Mit Gott ist es ja

gut wagen, mit dem Glauben wir uns anhaben, und Christi Gerechtigkeit, das ist unser bestes Kleid.

Schlafet wohl, ihr Hinterlassene, wollte Gott, ihr geht mit uns! Wollt ihr nicht folgen, so laßt euch gesagt sein: Euer Glaube wird gehen zu Grund. Gott mag nicht mehr lang zuschauen, auf die Fürbitte thut nicht bauen. Wann's wird kommen zum Gericht, da helfen auch die Heiligen nicht.

Also wollen wir beschließen dieses Wanderliedelein. Um uns darf gar niemand trauern, nur um die, die Hirten sein. Gott schickt es euch zum besten, sag' ich euch noch zum letzten. Nun fangen wir die Reise an, setzen das Vaterland hintan.



Die letzten Emigrantentransporte nach Preußen waren, wie sich denken läßt, an Kopfsahl geringer und folgten in längeren Zwischenräumen aufeinander, als die früheren. Am 24. September 1732 wurden 22 Personen aus dem Württembergischen über Nördlingen befördert; am 17. März 1733 von Regensburg aus 72 Emigranten, die sich aus den verschiedensten Orten dort zusammengefunden hatten; am 7. Mai 1733 endlich in dem letzten zweiunddreißigsten Transport 126 Exulanten; dann hörten die Züge ganz auf, es kamen nur noch hin und wieder einzelne Nachzügler an. Wohl gab es noch außer diesen nach Preußen ziehenden andere aus dem Salzburgischen und den Nachbargegenden durch Deutschland wandernde Emigranten; aber sie fanden wenig Teilnahme mehr, höchstens daß sie aus der Regensburger Emigrantenkasse, die recht gut dotiert war, eine Unterstützung erhielten. „Man läßt sie als ehrliche Leute passieren und macht nicht mehr so gar viel aus ihnen“, sagt der Verfasser der „Ausführlichen Historie derer Emigranten“ in der Vorrede zum vierten Teil seines Werks und erklärt zugleich, er lege hiemit seine Feder nieder und wolle

seinen Fleiß auf andere Schriften richten. Denn der blutige Mars sei aufgestanden und lenke aller Augen auf sich, daß man der Emigration gar zu vergessen scheine. Beratschlage man doch zu Regensburg im Reichstag, ob man den Franzosen den Krieg erklären, oder im Deutschen Reich neutral verbleiben wolle; der Kaiser aber rüste sich mit aller Macht, seinen Feinden unter die Augen zu treten. Am 1. Februar 1733 war August der Starke unvermutet gestorben, der polnische Thronstreit zwischen dem russischen Schützling August III. und dem französischen Prätendenten Stanislaus Leszcynsky begann, die ganze politische Physiognomie Europas hatte sich verändert. Die konfessionellen Fragen traten für lange Zeit im öffentlichen Interesse völlig zurück. Die großen Hoffnungen, die man evangelischerseits auf ein allgemeines Vordringen des Protestantismus gesetzt, erfüllten sich nicht. Für die ruhige Entwicklung der Salzburger Kolonisation war es ganz gut, daß nicht mehr aller Augen auf die so viel Gefeierten gerichtet blieben. Die Frühlingstage waren vorbei, der Blütenschmuck mußte abfallen, damit die Frucht ansehe, wachse und reife.

Der letzte, 32ste Transport, von dem wir redeten, hatte nicht bloß aus Salzburgern, sondern zu zwei Dritteln aus Berchtesgadenern bestanden. Diese Emigration stand mit der aus dem erzbischöflichen Hochlande in innerem Zusammenhang, zeigte aber charakteristische Unterschiede, vor allem darin, daß es nicht Bauern, sondern Handwerker, Drechsler und Schnitzer waren, die auswanderten. In der gefürsteten Propstei Berchtesgaden war das Evangelium seit langer Zeit weit verbreitet. Das hatte sich schon bei der Salzburger Protestantenvertreibung des Jahres 1685 gezeigt: Joseph Schaitbergers fromme Mutter, Magdalene Danner, die ihn früh im Luthertum unterwies, und seine ebenso gesonnene Gattin, Magdalene Kemmlin, waren Berchtesgadnerinnen. 1708 kam es im Corpus evangelicorum in Regensburg zu Verhandlungen über die Verhaftung von Berchtesgadener

Emigranten, die in Regensburg und Nürnberg Wohnsitz genommen hatten und bei einem Besuch in der Heimat verhaftet und gequält worden waren. Ähnliches wiederholte sich später öfters. Im Spätsommer 1732 aber wirkte, wie im Erzstift, das Wiedererwachen des vielfach eingeschlummerten evangelischen Glaubenslebens mit der Propaganda der Jesuiten zusammen, so daß es zu einer Protestantenvertreibung kam. Vom 6. August bis zum 3. September arbeiteten in dem benachbarten Dürnberg Jesuitenmissionare. In einer Relation an die Ordensoberen findet sich folgende Ausführung: „Die ganze Berchtesgadener Nachbarschaft ist, wie aus unserem Bericht zu ersehen, kaum minder als das Dürnberger Pfliegergericht inficiert, denn alle Berchtesgadener, auf die wir gestoßen sind, versichern bis auf den letzten Mann, daß sie von ihren Eltern keßerisch erzogen sind. Daher läßt sich von dem Dürnberger Gau so lange nichts Gutes hoffen, bis nicht auch dort die Emigration erzwungen und durchgeführt wird.“ Bei den weitreichenden Verbindungen, die den Jesuiten in Rom, am Kaiserhofe und sonst zur Verfügung standen, ist nicht daran zu zweifeln, daß auf den regierenden Propst Cajetan Antoni, einen alten Herrn, der damals als mit einem Fuße im Grabe stehend geschildert wird, von verschiedenen Seiten ein Druck ausgeübt worden ist. Andererseits zeigten nun aber die zu jener Zeit mit neuem Eifer verbreiteten und gelesenen Bücher Schaitbergers und die Nachrichten von dem Opfermut der Salzburgerischen Evangelischen ihre Wirkung. Wenig später, als die erwähnte Jesuitenrelation geschrieben ist, reichten einige Berchtesgadener Handwerker aus Bischofswiese, jetzt einer bei Ausflügen sehr beliebten Bahnstation zwischen Reichenhall und der Vaterstadt Haydn's, im Namen von etwa 120 Gesinnungsgenossen beim Corpus evangelicorum eine Bittschrift ein. Sie hätten lange geheuchelt und ihren Glauben nie öffentlich bekannt. Ihr Gewissen hätte ihnen aber nimmer keine Ruhe gelassen, sondern sei immer im Herzen

aufgewacht. Darum hätten sie sich nun öffentlich bekannt, daß sie keine katholischen Christen sein wollten, sondern evangelische, der Augsburgischen Konfession zugethan. Das hätten sie ihrem Pfarrer erkärt und zugleich den Wunsch geäußert, ihr Vaterland zu verlassen, gemäß dem Westfälischen Friedensschluß mit Weib und Kindern, auch Habseligkeiten und Handwerkszeug. Der Pfarrer habe gesagt, er wolle es schon einschreiben, sie sollten Mittwoch wiederkommen, und am Mittwoch habe er sie an den Herrn Dechanten verwiesen, dort seien sie angemeldet und hätten gewartet, zwei ganze Stunden lang, drauf haben die Diener gesagt, die Sache werde heut schwerlich mehr vorkommen. Am Freitag seien sie, weil sie noch mehr anzumelden gehabt, wieder gekommen, aber seien wieder abgewiesen. „Jezund wissen wir nicht, was wir anfangen sollen.“ Sie gingen wenig in die Kirche, und wenn die Predigt vorbei, immer gleich hinaus. Fast schon ein ganzes Jahr habe die Sache diesen Lauf genommen. Die Bittsteller geben zu verstehen, daß ihnen gerade diese Stille und Ruhe unheimlich sei. „Es wissen's auch schon, daß wir zusammengehen und thun lesen und singen, aber sagen nichts zu uns, sie lassen uns gehen. Nithin so bitten wir ganz herzimmiglich, durch Ihre milde Güte sich unser zu erbarmen und uns einen Rat zu überschicken, was wir doch anfangen sollen, damit wir nicht als Aufrührer des Landes ausgerufen würden, und sie uns in die ärgsten Gefängnisse stecken.“ Wie die Gefängnisse in Berchtesgaden beschaffen waren, davon geben die Akten des Regensburger Corpus evangelicorum ein schauerliches Bild: wer da „in der äußersten Finsterniß“ saß, dem vermoderten die Kleider am Leibe. Aber auch andere Mittel wurden angewandt, sie zum Dableiben zu zwingen. Die Arbeitgeber der Holzschnitzer und Drechsler erregten am Sonntag den 28. September einen großen Lärm, der fast einem Aufstande ähnlich sah, indem sie den Abt bestürmten, die Leute nicht ziehen zu lassen, denn durch ihren

Weggang werde das ganze Land ruiniert. Er solle doch lieber das heimliche Luthertum im Lande dulden. Die Rechtslage war in Berchtesgaden ganz anders wie in Salzburg. Während es im Erzstift so gut wie gar keine Leibeigenschaft gab, blieb es eine im Regensburger Reichstag viel ventilirte, aber bis zum Ende des heiligen römischen Reiches nie gelöste Streitfrage, inwieweit die niedere Bevölkerungsklasse in der gefürsteten Propstei „an die Scholle gebunden“ sei. Die Ansprüche der Berchtesgadener Regierung an diesen Teil ihrer Unterthanen gingen aber noch viel weiter. Sie glaubte, diese Leute an gute Nachbarn verleihen zu können. Oder soll man es anders bezeichnen, wenn der wohlbedelgeborene Berchtesgadener Hofrat und Salzkommissarius Philipp Löhr am 11. Oktober 1732 mit andern Bevollmächtigten den Vertrag abschloß, Christian und Hans Lindtner, Wolfgang Khurz, Simon und Sebastian Pfner und Ulrich Angerer sollten an Salzburg, welches um taugliche Bergarbeiter gebeten, überlassen und von ihrer Leibeigenschaft frei und losgesprochen sein, aber nur solange sie in erzstiftlichen Dienst verblieben, sonst aber wieder als leibeigen gelten? Dabei war es auch noch eine strittige Frage, ob der Berchtesgadener Arbeiter wirkliches Eigentum habe, und nicht vielmehr sein Handwerkzeug, wenn man ihn aus dem Lande entließ, zurückbleiben müsse. Das eben charakterisierte Bittgesuch, welches sie durch Abgeordnete in Regensburg einreichen ließen, unterschied sich also sehr wesentlich von den früher erwähnten der Salzburger Bauern: dort handelte es sich nur um Religionsfreiheit, hier auch um die soziale. Die Salzburger wollten am liebsten überhaupt nicht fort, und wenn man nicht ihre Wünsche erfüllte, dann erst innerhalb dreier Jahre. Die Berchtesgadener verlangten je eher je lieber auszuwandern und besorgten, man werde sie ganz im Lande festhalten und darauf durch Kerkerstrafen u. s. w. in bezug auf ihre religiöse Über-

zeugung mürbe machen. Ein Teil dieser Besorgnisse zerstreute sich schon in Regensburg. Der Propst erklärte sich in den mit ihm von dort aus geführten Verhandlungen bereit, die Leibeigenschaft durch den geringen Preis von 5 fl. pro Kopf ablösen zu lassen, und die evangelischen Gesandten waren willig, diesen zu bezahlen. Danckelmann berichtete über diese Vorkommnisse nach Berlin, und die Sache wurde dort wohlwollend aufgenommen. Als jene Abgeordneten der Berchtesgadener in ihre Heimat zurückkehrten, fanden sie aber ein am 26. Oktober erlassenes Edikt des Landesherrn vor, das die Auswanderungsfrist dem Westfälischen Frieden zuwider festsetzte, vor allem jedoch die Bestimmung, wohin sie sich wenden dürften, der Obrigkeit vorbehielt. Wie es hieß, sollte der Kaiser darüber entscheiden, und es waren Vorbereitungen getroffen, sie nach Ungarn zu schaffen. Ursache dazu sollen die Vorstellungen der Arbeitgeber gewesen sein, die eine Schmälerung ihres Absatzgebietes fürchteten, wenn sich die Schnitzkünstler nach dem Norden wendeten. Die Leute wurden alle vor eine Landeskommission gestellt, um ihren Glauben befragt, wobei sie sich zur Augsburgischen Konfession bekannnten, und streng angewiesen, daß sich niemand unterstehen sollte, vor Neujahr außer Landes zu reisen. Man hoffte offenbar, sie noch umzustimmen. Es wurde verboten, daß mehr als drei zusammen ausgingen; Bücher, wie Schaitbergers Evangelischer Sendbrief und Johann Arndts Paradiesgärtlein, wurden konfisziert, und wenn die Handwerker ihre Arbeit den Unternehmern brachten, mußten sie sich verhöhnen und schlagen lassen. Es wurde ihnen gedroht, wenn sie auswanderten, werde man ihnen vorher die Finger an der rechten Hand abhacken und ihr Handwerkszeug zurückbehalten. Vor allem aber wurden preußenfeindliche Gerüchte, wie in Wien und Salzburg, so auch im Berchtesgadischen verbreitet: die Polen wären in Litthauen eingefallen, und eine große Zahl der dort angekommenen Salzburger sei von

ihnen niedergehauen, ein starker Trupp Emigranten hätte sich beim Transport empört, diese alle wären mit ihren Frauen und Kindern auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm I. ersäuft worden. Den angesiedelten Emigranten werde ihr Vermögen weggenommen. Viele seien dort an den Galgen gehenkt. Das Land sei öde und habe ungenießbares Wasser. Briefe in die Heimat zu schreiben sei bei Leibesstrafe verboten. Wie weit die Regierungen des Erzbischofs und des Propstes an der Verbreitung dieser Nachrichten teil hatten, ist schwer festzustellen. Ein Bauer wollte folgendes mit eigenen Ohren gehört haben: Am 28. September sei im Wersener Pfliegergericht ein erzbischöflicher Befehl verlesen: die Kinder der in Preußen massakrierten Emigranten seien schon auf dem Rückweg in ihre alte Heimat; wer auf den Gütern ihrer Eltern sitze, sei verbunden, entweder die Kinder aufzuziehen, oder Geld zu zahlen, daß sie in Armenhäusern und Spitälern der Residenz untergebracht würden. Ferner wurde erzählt, in Preußen würden scharfe Glaubensexamina mit den Eulanten abgehalten. Dabei stelle sich heraus, daß sie weder lutherisch noch calvinisch, sondern Sektierer seien, die trotz aller Mahnungen der Pastoren, scharfer obrigkeitlicher Bedrohung und Verhängung von Arreststrafen an ihrer neuen Lehre hartnäckig festhielten. Derartige höchst bestimmt auftretende Gerüchte schreckten nicht bloß im Berchtesgadischen, sondern auch im Erzstift viele evangelisch Gesinnte von der Emigration ab. Die Arbeitgeber der erwähnten Holzschnitzer und Drechsler setzten sie mit Fleiß in Umlauf. Die Bischofswieser sandten abermals zwei Abgeordnete nach Regensburg, Christoph Raschp und Franz Hofenknopf. Dancelmann gab ihnen eine vom König genehmigte Widerlegungsschrift der falschen Gerüchte zu lesen, die Göcking im Auftrag des Geheimrat v. Herold verfaßt, Reinbeck attestiert hatte. Ihre Landsleute wurden völlig überzeugt und ließen sich zu

preußischen Unterthanen annehmen. Am 15. April kam Göbel nach Berchtesgaden und führte die Bischofswieser über Reichenhall und Landshut nach Regensburg. Am 1. Juni 1733 kamen sie in Berlin an, wurden dort in die Friedrichsstadt gesetzt und fanden bei Herold und dem Juristen Gschwandner den treuesten Beistand. Ihre Arbeiten in Holz, Knochen und Elfenbein fanden guten Absatz. Der König bezahlte zwei Jahre lang die Miete und lieferte denen, die sich anbauten, Holz, Steine, Kalk u. s. w. unentgeltlich. Herold schrieb am 13. Februar 1735 über sie: „Die Berchtesgader allhier sind fleißig, stille und freudig, da sie sehen, wie ihre Kinder im Christentum, auch Lesen und Schreiben, so wohl avancieren.“ Einige tausend Gulden aus ihrem zurückgelassenen Vermögen hätten sie durch Göbels Vermittelung aus der Heimat ausgezahlt erhalten. Zwei von ihnen waren, um diese Dinge in Ordnung zu bringen, in ihr Vaterland gereist. „Solches ist nicht ohne großes Aufsehen geschehen, weil man ihren Landsleuten als sicher gesagt, daß sie alle ersäuft und getötet seien.“ Der genannte treue Rechtsbeistand der Bischofswieser, Johann Wolfgang Gschwandner, aber verdient noch als einer der sehr wenigen höher gebildeten Salzburger Emigranten Erwähnung. Er hatte auf der Landesuniversität seiner Heimat Jura studiert, wurde dann als Rechtspraktikant in Radstadt und in Zell am See angestellt und lernte in dreijähriger Amtsthätigkeit die Eigenart der Gebirgsbauern gründlich kennen. In verschiedenen Pfliegerichten mußte er sich an Büchervisitationen beteiligen, suchte anfangs aus persönlichem Wohlwollen, später infolge innerer Zustimmung die Angeklagten von Strafen zu befreien, sprach endlich in der Residenz bei verschiedenen Glaubensprozessen den Verfolgten das Wort und gab ihnen Ratschläge, ja stärkte die schon evangelisch gesinnten Gebirgsbewohner in ihrem Glauben, indem er ihnen lutherische Bücher verschaffte. Dies kam an den Tag, ihm

drohte ein Inquisitionsprozeß, und er flüchtete, heimlich gewarnt, alles zurücklassend, mit eifertiger Zusammenpackung von etwas Einwand, samt seiner Gattin nach Augsburg. Sofort meldete er sich bei dem Senior Urlsperger an, daß er in dem allein selig machenden evangelischen Glauben zu leben und zu sterben eifrigst verlange. Hier hielt er sich kurze Zeit auf, sah sich aber vor Nachstellungen nicht sicher und kündigte seine Wohnung, um sich dem nächsten Emigrantenzuge anzuschließen, denn er wollte nach Preußen. „Allein — so schrieb er kurz darauf an Göbel — ich muß zu meiner höchsten Bestürzung erfahren, daß solcher Emigrantentransport nach Holland geschehe, wohin ich kein Gemüt hege.“ Er nehme vielmehr zu Seiner Königlichen Majestät in Preußen als einem allergnädigsten König und Vater der armen religionshalber exulierenden Salzburger seine Zuflucht. Gschwandner hat sich in Berlin niedergelassen und war dort seinen Berchtesgadener Reisegenossen auch darin behilflich, daß er den Vertrieb ihrer Schnitzarbeiten besorgte, was zu dem Aufschwung dieses neuen Berliner Industriezweiges wesentlich beitrug.

Die weitaus größte Zahl der Berchtesgadener Emigranten hat sich nicht nach Preußen, sondern nach Hannover begeben. Von ihnen wie von den nach Holland gewanderten Dürnbergern und den nach Amerika verschifften Salzburgern werden wir später zu handeln haben.

